

Die
Geheimnisse von Neu-Wien

oder

Wien im Jahre 1870.

Socialer Roman

aus der Gegenwart Wien's.

Von

* * *

III. Theil:

Recht und Unrecht.

Wien 1871.

Herausgeber und Verleger: Carl Cifanek.

Verantwortlicher Redacteur: J. G. Schreyer.

Druck von A. Wittrock in Wien.

Erstes Capitel.

Der Sturm bricht los.

Wir leben in einer so hochcivilisirten Zeit, daß, wenn auf der Straße ein Fuhrmann mit einem Wagen fährt, welcher so belastet ist, daß die Pferde ihn nicht fortschleppen können, sofort die Polizei einschreitet, um die Thiere vor Mißhandlungen zu schützen. Und mit Recht, denn auch die armen Thiere bedürfen des Schutzes. Wenn wir andererseits die lebhaftesten Schilderungen amerikanischer Schriftsteller lesen von dem Loos der armen Negerclaven in den Plantagen der südlichen Staaten Nordamerika's, empört sich ebenfalls unser Herz und wir athmen froh auf, daß die Slaverei, dieser Schandfleck der Menschheit, nunmehr für immer abgeschafft ist.

Daß aber in unserer Mitte Menschen leben, deren Kräfte überbürdet werden, mehr noch als die Kräfte der Lastthiere, ohne daß sie eines gesetzlichen Schutzes genöſſen, daß in unserem so hochcivilisirten Zeitalter Hunderttausende in viel elenderer, drückenderer Lage sich befinden, als die einstigen Negerclaven Amerika's, das ahnen Viele

nicht und Diejenigen, welche es ahnen und wissen, sind oft noch nicht einmal ehrlich genug, es zu sagen, und frank und frei die Verbesserung des Loses der Unglücklichen zu fördern.

Näh! Näh! Näh!

Von Stundenschlag, zu Stundenschlag!

Näh! Näh! Näh!

Wie Verbrecher im Zuchthaus den ganzen Tag!

Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis über die Knöpfe ich falle in Schlaf,
Und nähe sie an im Traum'.

O Männer mit Schwestern lieb,
O Männer mit Müttern und Frau'n,
Nicht Leinwand ist's, was ihr tragt,
Nein Menschenleben, o Frau'n!

Wir möchten hier das ganze herzerreißende „Lied vom Hemd,“ welches ein englischer Dichter einer armen Nähterin in den Mund legte, hier mittheilen, um nur einen einzigen kleinen Bruchtheil des Elends unserer europäischen weißen Sklaven zu schildern, oder wir könnten unsere Leser auffordern, in die Werkstätten mit uns zu gehen, wo von früh bis spät bei des Feuers Gluth der Arbeiter den Hammer schwingen muß, oder in jene unheimlichen Säle chemischer Fa-

briken, wo krankheitszeugende Stoffe täglich, stündlich den Körper der Arbeiter und Arbeiterinnen untergraben, bis sie in frühem Siechthum dem Grabe entgegenwelken.

Die Arbeiter Wiens hatten wiederholt an den Reichstag Petitionen eingereicht, um ihre Wünsche und Beschwerden vorzutragen und deren Abhilfe zu erreichen. Zwar hatte das Abgeordnetenhaus die Nothwendigkeit des Erlasses eines Arbeitergesetzes anerkannt, jedoch war dann die Erledigung dieser Frage so lange hingezogen worden, bis die Reichsrathssession geschlossen wurde.

Die Arbeiter, welche an der socialdemokratischen Arbeiterbewegung in Wien sich betheiligten, waren nunmehr fest entschlossen, ihre Wünsche nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern dieselben immer und immer wieder zu erneuern.

Als nun am 13. October 1869 der Reichsrath auf's Neue zusammentrat, da durchzuckte die Arbeiter der Gedanke electrisch, hinzuziehen vor das Reichsrathsgebäude und durch massenhaftes Erscheinen die Dringlichkeit der Erledigung der Arbeiterangelegenheiten den Abgeordneten an's Herz zu legen.

Derartige Bewegungen machen sich im politischen Leben ganz von selbst, dazu bedarf es nicht, wie man nachträglich immer gern herausfinden möchte, irgend einer Verabredung. Es ist

nur nothwendig, daß ein Einziger das Wort ausspricht und wie ein in das Wasser geworfener Stein immer größer werdende concentrische Kreise verursacht, so erfafst dann ein solches im richtigen Augenblick ausgesprochenes Wort Massen und wirkt.

Der Platz vor dem Schottenthor war mit Arbeitern dicht gedrängt voll. Immer neue und neue Zuzüge aus den Vorstädten kamen an.

Man rief nach den bekannteren Führern.

Sie waren alle anwesend.

Wie es in solchen Momenten der Erregung ganz natürlich und selbstverständlich bei gut disciplinirten Massen ist, war der Beschluß, eine Deputation an den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe zu senden, bald gefaßt.

Die Deputation, aus zwölf Arbeitern bestehend, verfügte sich zu dem Minister und dort wurden die Mitglieder der Deputation empfangen, um eine nichtsagende Antwort und die Bitte, das Auseinandergehen der Arbeiter und die Vermeidung ähnlicher Versammlungen zu veranlassen, anzuhören.

Wir berühren hier diese Vorgänge nur kurz, weil es ja ganz bekannte und durch den Arbeiterproceß wieder in das Gedächtniß zurückgerufene Thatsachen sind. Eine Geschichte dieser socialen Bewegung zu schreiben, liegt nicht in der

Aufgabe des Romanschreibers, der ehrliche und gewissenhafte Geschichtsschreiber der Arbeiterbewegung in Wien findet sich jedenfalls noch und seiner Feder mag es vorbehalten sein, Manches zu enthüllen, was bisher verschwiegen werden mußte, manche Person im wahren Lichte zu zeigen, welche man zu verdächtigen und zu verläumdern versucht hat. Die Wahrheit wird und muß siegen und früher oder später wird denen, welchen man Unrecht gethan und bitteres Leid zugefügt hat, doch Sühne werden.

Unter den Arbeitern, welche auf dem Paradeplatz hin- und herwogten, befand sich auch der junge Bildhauer Dejeune. Er hatte seit der Verhaftung Hanni's fast ganz zurückgezogen gelebt und nur einen Gedanken gehabt, das Mädchen, welches er von ganzer Seele liebte, zu befreien.

Es lag auch in der That nichts gegen sie vor als die Aussage Holdings, welcher behauptete, sie habe um das Verbrechen gewußt.

Prinzessin Gisela unterstützte die Bemühungen Dejeune's zur Rettung Hanni's mit größter Energie und Bereitwilligkeit.

Heute gerade sollte Hanni entlassen werden und mehr die Erwartung, bis die bestimmte

Stunde schlagen werde, als der Drang, sich an der Demonstration zu betheiligen, war es, welche Dejeune auf den Paradeplatz geführt hatte.

Mitten unter den Arbeitern, in einer Gruppe, deren Mittelpunkt der uns aus dem Landesgericht bekannte Moses Leidesdorf war, stand auch Vater Flourencourt. Der Vater war immer tiefer in die socialdemokratische Strömung hineingerissen worden. In dem Charakter dieses Mannes lagen so viele Widersprüche, wie selten in einem Menschen.

Beseelt von einem starken Trieb, nach Wahrheit zu forschen und einerseits mit einer gewissen Offenheit begabt, hatte doch die Erziehung der Jesuiten, in deren Hände ihn als Kind sein Vater zurückgelassen hatte, so viel an ihm verdrorben, daß von Zeit zu Zeit sich gewisse priesterliche Regungen in ihm geltend machten, d. h. Heuchelei und Falschheit.

Er war Socialdemokrat aus Ueberzeugung geworden, er, der ursprünglich nach seiner eigenen Absicht und der des Grafen Leo Thun die Arbeiterbewegung nur zu Gunsten und zum Vortheil der Aristokratie und des Clerus ausbeuten sollte.

Bei ihm stand ein junger, schlanker Mann, dessen Aeußeres erkennen ließ, daß er den gelehrten Ständen angehöre. Seine Tracht war

eine Art Mittelthing zwischen weltlicher und geistlicher Tracht. Es war Vater Josef Turner, der ehemalige junge Geistliche, welcher durch Zufall Flourencourts Bekanntschaft gemacht und sich ihm, der ja auch mit seinem geistlichen Stande als Socialdemokrat in manchen Widerspruch gekommen, anschloß.

Dejeune hörte eine Zeit lang dem Gespräche zu.

Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter.

Er wendete sich um.

„Du hier,“ rief er erstaunt, „wie kommst denn Du nach Wien.“

„Per Eisenbahn, Verehrtester, ausschließlich per Eisenbahn!“ war die Antwort des Gefragten, eines kleinen, schwächtigen Mannes mit langem, blonden Haar und einer Brille. „Uebrigens befinde ich mich schon seit einem halben Jahre in dieser Stadt der Phäaken,“ fuhr er fort.

„Das ist merkwürdig, daß ich Dich noch nie getroffen,“ meinte Dejeune.

„Gar nicht merkwürdig,“ erwiederte der Andere, „ich bin hier Priester der öffentlichen Meinung, Vertreter der Wahrheit u. s. w., mit einem Wort Journalist, d. h. ich sammle sogenannte Notizen und Tagesneuigkeiten, Mordthaten, Verbrechen und Unglücksfälle, bin daher bald hier, bald dort, immer unterwegs, nie zu

finden und zu treffen, worüber Dir meine Gläubiger die sicherste Auskunft geben können.“

Dejeune lachte. „Du bist immer noch der Alte!“ sagte er.

„Recht hast Du, ich bin immer noch der alte Student, der ich bleiben werde, bis einst der Mann mit der Hippe meinen Lebensfaden durchschneidet. Uebrigens Freund, warum sollen wir hier stehen. Ich glaube, die Geschichte hier ist zu Ende und ich eile, meinen Bericht für die Zeitungen abzufassen. Ich lade Dich in meine Wohnung, hier ganz in der Nähe in der Verchenfelderstraße ein, ich wohne zwar etwas hoch, im fünften Stock nämlich, dafür ist aber die Aussicht schöner und die Luft reiner und Du weißt, Dichter und Könige wohnen auf der Menschheit höchsten Höhen.“

Sie wandten sich beide zum Gehen.

„Weißt Du,“ sagte der Journalist, „Du wirst bei mir ein sehr gutes Frühstück finden. Wein, kalten Schinken und Brod, nur mußt Du die Güte haben, den Wein und die Schinken unter Wegs einzukaufen, das Brod besitze ich selbst. Ich bin überzeugt, daß wir, wenn Du meinen Vorschlag annimmst, vortrefflich frühstücken werden. Doch kann es nichts schaden, wenn Du auch einige Zigarren miteinkaufst.“

Dejeune, der die Gewohnheiten seines Freun-

des kannte und der es daher voraussetzte, daß der Schriftsteller nicht in den besten Verhältnissen sich befinden mochte, erfüllte lachend die Wünsche desselben.

Die Wohnung des Literaten war in demselben Hause der Lerchenfelderstraße, wo der Musiker Weninger wohnte. Dejeune wußte, daß auch Hanni hier gewohnt hatte und er war, seit der Verhaftung derselben, oft mit dem Musiker zusammengekommen. Vorläufig beschloß er, dem Freunde nichts davon zu sagen.

Sie waren endlich Beide oben im fünften Stocke angekommen.

Das Zimmer, welches der Schriftsteller bewohnte, war eigentlich eine Art Dachkammer, jedoch war es durch einen kleinen, eisernen Ofen heizbar.

Das ganze Meublement bestand aus einem Tisch, zwei oder drei Stühlen, einem eisernen Bett und einem Koffer, in welchem, wie es schien, sehr wenig enthalten war, denn sein halb geöffneter Deckel ließ nur einen leeren Raum erkennen.

Außerdem stand dicht beim Ofen eine große rohe Kiste aus Holz, auf welcher eine Kaffeemaschine, Schnellfieder, Spiritusflasche, kurz alle Utensilien, welche der seinen Kaffee sich selbst bereitende Junggeselle bedarf.

Bald war das frugale Frühstück eingerichtet und die beiden Freunde saßen hinter den Gläsern Wein einander gegenüber.

„Nun sage mir, Socialdemokrat,“ begann Dejeunes Freund, dessen Name Gottsleben war, „was treibst Du eigentlich hier.“

Dejeune erzählte mit kurzen Worten seine bisherigen Erlebnisse in Wien. Er forderte nunmehr seinerseits den Freund auf, das Gleiche zu thun.

„Ich,“ erwiderte Gottsleben, „nun ganz einfach, ich lebe wie immer. Du weißt, ich kann mich weder an ein geregeltes Leben, wie an einen festen Wohnsitz binden. Ich will mein Leben genießen und im Uebrigen Alles thun, was mir die Laune des Augenblicks eingibt.“

„Aber Du mußt doch vor allen Dingen darnach trachten, Dir eine Existenz, in welcher Du behaglich leben kannst, zu verschaffen.“

„Ich will Dir kaum gestehen, lieber Freund, darüber habe ich meine eigenen Ansichten. So viel wie ich brauche, verdiene ich durch den Handlangerdienst, den ich den Journalen leiste. In einer Zeitungsredaction mag ich nicht arbeiten, weil ich mich nicht an bestimmte Bureaustunden binden mag, außerdem will ich auch nicht der Stiefelputzer jedes Menschen sein, der die Zeitung bezahlt und unabhängige Blätter

gibt es in Wien nicht, das weißt Du gewiß so gut wie ich.“

„Du hast Recht, aber Deine Zukunft?“

„Darüber mache ich mir wenig Sorge, so lange ich arbeiten kann, werde ich auch zu leben haben. Doch fällt mir bei Deiner Erzählung von vorhin die Geschichte des jungen Mädchens ein. Was ist nun mit ihr geschehen.“

„Hanni soll heute frei gelassen werden.“

„Heut', ja aber wann, weißt Du darüber nichts Näheres.“

„Nein!“

„Ja, wo willst Du sie denn finden? Bis jetzt allerdings wird man sie nicht losgelassen haben, weil den Herren im Landesgericht eher alles andere, nur nicht ihre gewöhnliche Arbeit im Kopf steckt. Heute sind alle hohen Behörden wegen der Arbeiterdemonstration vollauf beschäftigt.“

„Du meinst also, daß man heute Hanni noch nicht freilassen wird.“

„Vielleicht erst gegen Abend. Am Besten ist es, Du gehst zu dem Untersuchungsrichter und erkundigst Dich. Uebrigens muß ich Dir sagen, daß Du in der Sache sehr nachlässig vorgegangen. Weißt Du denn nicht, daß das Mädchen die uneheliche Tochter des Fabrikbesizers Ritter von Festheim ist?“

„Nein, davon hat sie mir kein Sterbenswort gesagt.“

„Es ist aber doch so. Ich weiß es aus den Acten. Ein befreundeter Beamter, der mir von Zeit zu Zeit Mittheilungen aus den Untersuchungen zum Zwecke der Berichterstattung mittheilte, hat es mir positiv versichert.“

„Nun, und wenn Hanni Festheims Tochter ist, was ändert das an der Sache?“

„Nun, so viel, daß Festheim Millionär ist und durch seinen Einfluß Du es leicht erlangen kannst, daß Hanni sofort in Freiheit gesetzt wird, falls man jetzt immer noch Anstände erheben sollte.“

„Du magst Recht haben, aber was ist da zu thun?“

„Nun, wir wollen jetzt zunächst uns im Landesgericht erkundigen und dann sofort zu dem Ritter von Festheim gehen. Er wird dann schon, sobald er sieht, daß wir darum wissen, daß Hanni seine Tochter ist, uns zur Seite stehen.“

Gottsleben beeilte sich, seinen angefangenen Zeitungsbericht zu beendigen und dann machten sich die beiden Freunde auf den Weg.

Zweites Capitel.

Der Mordversuch.

Hanni war zu derselben Zeit, wo Dejeune bei seinem Freunde plaudernd saß, bereits aus dem Gefängniß entlassen worden. Man hatte sie zu der nach der Alferstraße hinausführenden Thür des Landesgerichtsgebäudes hinausgelassen. Bevor wir ihren Schritten folgen, bemerken wir noch, daß auch Baron Meding, Holding und Knauer etwa eine Stunde später in Freiheit gesetzt wurden.

Die Vernehmung des sterbenden Fleischselchers hatte nicht genügende Aufklärungen ergeben. Er hatte zwar die Namen genannt, aber man fand die Papiere bei den Angeklagten nicht vor und die drei Verbrecher läugneten hartnäckig. Sie gaben an, die ganze Nacht bei der ebenfalls verhafteten Anna Gernerth zugebracht zu haben, und dasselbe sagte Anna Gernerth, der schwarze Pepi und dessen Geliebte Tini aus. Den eifrigsten Nachforschungen der Behörde gelang es nicht, irgend ein Beweismaterial aufzu-

finden und die einzige Person, deren Aussage für die Verhafteten hätte verhängnißvoll werden können, Hanni, schwieg, um ihre Mutter nicht ins Unglück zu bringen. Jedoch willfahrte der Untersuchungsrichter, der das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter wohl einsehen mochte, dem Wunsch Hanni's, sie allein zu entlassen, so daß sie, als sie in Freiheit gesetzt wurde, weder mit ihrer Mutter, noch mit deren Mitschuldigen zusammenkam.

Graf Westphalen, der, wie wir uns erinnern, auch für kurze Zeit hier unter dem Verdacht, Mitschuldiger zu sein, verhaftet gewesen war, hatte diese Unannehmlichkeit mit der Ruhe ertragen, die seit dem Tode Kathi's ihn auszeichnete. Es lebte in der Seele dieses Mannes, hervorgerufen durch Kathi's Selbstmord, und vielleicht auch seine angeborene schwärmerische Gemüthsrichtung, ein so fast fanatisch zu nehmender Glaube, daß ihm jedes Mißgeschick als eine Prüfung erschien, welche der Himmel auf ihn herabsendet.

Er kannte ganz genau die Ansprüche, welche die protestantische Familie Meding auf seine Güter erhob, er wußte auch, daß der ältere Baron Meding, mit dem er persönlich befreundet gewesen, auf einer Reise im Orient verschollen sei, daher wunderte er sich kaum, als er erfuhr, daß der jüngere Meding Versuche gemacht haben sollte,

um in den Besitz der Familienpapiere zu gelangen, die, wie er aus der Untersuchung erfuhr, sich in Händen des Fleischselchers Wolf befanden. Wie dieser in Besitz der Papiere gelangt war, wußte der Graf nicht.

Im Ganzen berührte ihn die Sache wenig, denn sein Herz hing nicht an den Gütern. „Hatten die Medings“, so sagte er sich selbst, „ein gutes Recht, so mochten sie es geltend machen.“ Er blieb entschlossen, seine Güter dem Jesuitenorden zu vermachen.

Inzwischen hatte er mit dem päpstlichen Nuntius abgeschlossen, daß er als Officier in das Corps der päpstlichen Zuaven trete. Mit Stolz kleidete er sich zum ersten Male in die Uniform, welche ihm als das höchste Ehrenkleid erschien, welches ein Cavalier tragen konnte. Bedeutete doch diese Uniform für ihn die Verteidigung des Papstes und des römischen Stuhles, der er von jetzt ab sein ganzes Leben widmen wollte.

Seine Abreise hatte er für den 14. October festgesetzt, also genau einen Tag nach dem Tage, an welchem die große Arbeiterdemonstration stattfand.

Den Abend wollte er in Gesellschaft seines Freundes des Baron Hornath zubringen, um mit

diesem noch die letzten nöthigen Verabredungen zu treffen.

Er hatte sich bei den Häusern der Aristokratie, wo er während seines Aufenthaltes verkehrt hatte, verabschiedet, auch dem Cardinal Rauscher sich vorgestellt und von diesem, der gerade mit den Vorbereitungen zu seiner Reise zu dem Concil beschäftigt war, den Segen zu seiner Reise empfangen.

Es war bereits dunkel geworden, als er das erzbischöfliche Palais am Stefansplatz verließ. Er hatte nur noch mehr einen Besuch zu machen, der für ihn eine heilige Pflicht und ein Bedürfniß seines Herzens war, den Besuch am Grabe Kathi's. Er kaufte in einer Blumenhandlung einige schöne Kränze für das Grab des geliebten Mädchens, dann nahm er einen Fiaker und fuhr hinaus nach dem Schmelzer Friedhose.

Graf Victor hatte nicht bemerkt, daß ihm bereits von dem Augenblick an, wo er Früh seine Wohnung verlassen, ein Mann gefolgt war. Als der Graf sich in den Blumenladen begab, um die Kränze einzukaufen, begab sich der Verfolger in eine, in der Weihburggasse gelegene Kaffeeschank und schrieb dort flüchtig einige Zeilen auf ein Papier, welches er sofort durch einen Dienstmann beförderte.

Dann als der Graf seinem Kutscher Ordre

ertheilte, nach dem Schmelzer Friedhofe hinauszufahren, nahm auch er einen Fiaker und gab diesem den Auftrag, stets unmittelbar hinter dem Wagen des Grafen einher zu fahren.

Es war schon Abend als der Graf den Friedhof betrat.

Der Mond stand am Himmel und beleuchtete mit magischem Glanze die Grabsteine und Gräber.

Rasch eilte Graf Victor vorwärts zu dem Grabe, welches die Ueberreste Kathi's barg. Er hatte durch eine beträchtliche jährliche Summe den Todtengräber in den Stand gesetzt, dem Grabe Kathi's eine außerordentliche Pflege zu widmen, und zählte dasselbe entschieden zu den schönsten des Friedhofs.

Der Graf kniete an dem Grabe nieder und legte die Kränze auf dasselbe. In schmerzlichen Betrachtungen blieb er versunken, während seine Augen sich mit Thränen füllten.

Als der Graf den Friedhof betrat, war derselbe wegen der vorgerückten Tagesstunde bereits völlig leer, da bei Einbruch der Dunkelheit das Publicum zur Räumung verpflichtet ist. Dieser Bestimmung entgegen hatte der Todtengräber den Grafen, dessen jährliche Zahlungen für Kathi's Grab für ihn eine sehr angenehme Nebeneinnahme bildete, ihn zu dem Grabe geführt und dann in dem Bewußtsein, daß der Graf

ihn, wenn er wieder nach Hause fahren wolle, schon rufen werde, sich in sein Wachtthaus zurückgezogen.

Bald darauf, nachdem der Graf angekommen, langte auch der Mann an dem Friedhofe an, welcher, wie wir gesehen, den Grafen bereits in der Stadt beobachtet hatte.

Er kam zu Fuß. Offenbar hatte er den Wagen, der ihn geführt, bereits eine Strecke vor dem Friedhof entlassen. Er ging an der Mauer des Friedhofes entlang und ließ dann einen Schrei hören, welcher dem des Käuzchens nicht unähnlich war. Bald darauf tauchten jenseits der Friedhofsmauer zwei Hände empor, verschwanden aber gleich wieder. Dafür wurde aber eine Strickleiter herübergeworfen und der Mann kletterte mittelst derselben über die Mauer.

Drüben empfingen ihn drei Andere.

„Es ist richtig,“ sagte der zuletzt Angekommene; „der Graf ist bereits auf dem Friedhofe, aber er ist bewaffnet.“

„Das macht nichts!“ entgegnete einer Derjenigen, der ihn erwartet und in welchem wir sofort den Baron Meding wiedererkennen. Der Baron hat zwar im Gefängniß in soferne sich verändert, als er einen vollen Bart sich hat stehen lassen, jedoch ist er sonst in Haltung und

nachlässiger Eleganz der Kleidung derselbe geblieben.

„Das wäre also die beste Gelegenheit, es würde sich jetzt nur darum handeln, wer den Streich führen soll. Am Besten ist es, Holding geht zuerst und nur für den Fall, daß er sich widersetzt, eilen wir hinzu. Holding ist ihm unbekannt, jedoch uns kennt er und deshalb müssen wir vorsichtig sein, für den Fall, daß wir in der Arbeit gestört würden und wir ihn hier vielleicht nur halbtodt zurücklassen müßten.“

Den Andern schien dies einleuchtend. Auch Holding stimmte zu. Der Mensch war schon so tief gesunken, daß er gegen gute Bezahlung zu jedem Verbrechen zu haben.

„Was ist das,“ frug plötzlich Knauer, der Dritte im Bunde mit Holding und Meding.

Der schwarze Pepi, das war der Mann, der dem Grafen Westphalen vom Stephansplatz aus gefolgt war, kletterte geräuschlos an der Kirchhofmauer empor und schaute nach der Richtung zu, wo vorher das Geräusch gedungen war, welches Knauer gehört hatte.

„Ein Wagen hält an der Todtengräber-Wohnung,“ flüsterte er leise herab. „Zwei Damen steigen aus.“

„Nun, die werden jetzt gewiß nicht auf den Kirchhof kommen,“ sagte Meding beruhigt, „komme





Seite 399

herab und laß' uns rasch die Sache beenden. Der Todtengräber ist jetzt gerade beschäftigt."

Sie schlichen geräuschlos sich der Gegend zu, wo Kathi's Grab sich befand.

Graf Victor von Westphalen kniete dort immer noch in schmerzlichen Betrachtungen versunken. Sein religiöses Gemüth ließ ihm Kathi als einen Engel erscheinen, der seinen Vorsatz, Rom zu vertheidigen, segnete.

Holding näherte sich ihm von hinten, während die Anderen sich hinter Grabsteinen verbargen.

Graf Victor faltete betend die Hände, da plötzlich erhielt er in den Rücken einen heftigen Stich.

Holding hatte ihm denselben versetzt. Zum Glück für den Grafen hatte sich das Messer in die Capuze, welche er an dem Zuavenmantel trug, verfangen und daher war der Stoß nicht tödtlich. Jedoch immerhin war die Wunde tief genug, um den Grafen seiner Kräfte zu berauben und ihn bewußtlos hinsinken zu machen. Mit einem leisen Hilferuf brach er zusammen.

Meding und Knauer hatten sich gerade erhoben, um sich auf den Grafen, über dessen Tod sie keine Gewißheit hatten, zu stürzen. Doch plötzlich sahen sie die zwei Damen und den Todtengräber mit seinen Gehilfen und Knechten

herbeieilen. Da galt es denn rasch zu fliehen und in der That gelang es auch den Strolchen, über die Kirchhofsmauer hinweg zu entinnen, während der Todtengräber und die hergekommenen Damen, welche Niemand Anderer als Gisela und Corinna waren, sich mit dem schwer verwundeten Grafen beschäftigten, dessen Wunde stark blutete. Sie trugen ihn zunächst in die Wohnung des Todtengräbers, bis die Wunde verbunden und der Transport nach der Stadt möglich sein würde.

Baron Hornay hatte an jenem Tage, als die Verhaftung Meding's und Knauer's erfolgte, noch Gisela anzureden versucht und namentlich seine nur oberflächliche Bekanntschaft mit Meding betont. Die kalte, zurückhaltende Weise, wie Gisela ihn anhörte, war indessen für ihn so wenig befriedigend gewesen, daß er es vorzog, sobald als möglich sich zu entfernen, was er um so eher thun konnte, als Gisela ausdrücklich den jungen Bildhauer ersuchte, sie zu begleiten.

Es war für ihm ein Trost, daß Corinna beim Abschied ihm die Hand reichte und zu ihm sagte: „Auf Wiedersehen.“

Der Gedanke an Corinna beschäftigte ihn unablässig. Noch nie war sein Herz von einer solchen Leidenschaft erfüllt gewesen. Einige Tage nach jenem Vorfall in der „Neuen Welt“ in Hiebing faßte er den Entschluß, an Corinna zu schreiben. Sein Brief enthielt nichts als die leidenschaftlichsten Liebeschwüre und Bethuerungen und die schließliche Bitte, ihm wieder ein Rendezvous zu bewilligen.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er eine Antwort erhielt. Endlich brachte ihm der Briefträger den heißersehnten Brief. Corinna schrieb ihm, daß sie mit der Prinzessin nach Mödling sich begeben, nach ihrer Rückkunft erst könnte ein Wiedersehen stattfinden. Auf die zärtlichen Gefühle des Barons enthielt dieser Brief keine Antwort.

Sein Verhältniß zu Elisen hatte Hornay inzwischen unverändert fortgesetzt. Es widerstrebte seinem Charakter, einen Bruch herbeizuführen, und obgleich ihm das Verhältniß absolut lästig war, so verbarg er doch diese Gefühle vor Elisen so gut er konnte. Fiel es ihr auf, daß er zerstreuter und gedankenvoller als gewöhnlich sei, und that sie eine dahinzielende Aeußerung, so beruhigte sie Hornay sofort, indem er darauf hinwies, daß die

Sorge für seine und ihre nächste Zukunft und baldige Heirat ihn so stark beschäftigt.

Das gute Mädchen erschöpfte sich denn auch in Aufmerksamkeiten aller Art, und es verging fast kein Tag, wo sie nicht bei dem geliebten Mann erschien, um ihm irgend eine Freude zu machen.

Der Hofrath von Treuenfels, Elisen's Vater, dessen Vermögensverhältnisse, wie wir wissen, sehr derangirt gewesen waren, hatte durch seine Verbindungen mit einigen einflußreichen Finanzmännern, namentlich mit Festheim, seine Angelegenheiten ordnen können. Der Einfluß des Hofraths im Ministerium war für Festheim zur Erlangung von Eisenbahnconcessionen und dergleichen mehr von sehr großem Nutzen gewesen, und durch die in seinen Händen befindlichen falschen Wechsel verstand es Festheim, einen solchen Druck auf den Hofrath auszuüben, daß dieser ein vollständig willenloses Werkzeug in seiner Hand wurde. Wie es selbstverständlich war, mußte der Hofrath seinen Einfluß oft auch gegen das gute Recht Anderer verwenden, nur um den Interessen Festheim's zu dienen, wogegen freilich die Consortien, welche durch ihn Eisenbahn-Concessionen und ähnliche Bewilligungen erhielten, sich auch dankbar in reichlichem Lohn bewiesen. Nachdem insoferne die Situation des Hofraths äußerlich

eine behaglichere geworden, hätte er es gerne gesehen, wenn Baron Hornay bald zu seiner Heirat mit Elisen geschritten wäre. Der Hofrath wußte, daß Hornay's Güter zwar sehr verschuldet waren, aber er hoffte, daß der junge Mann, sobald er verheiratet sein werde, einen geregelten Lebenswandel beginnen, die Wirthschaft auf seinen Gütern streng beaufsichtigen und, mit Hilfe der Zuschüsse, welche der Hofrath zu leisten hoffte, bald seine Schulden tilgen werde.

Hornay, zu schwach, um sich dem Hofrath gegenüber offen über seine Absichten auszusprechen, duldete es stillschweigend, daß man den Tag der Hochzeit für den Spätherbst festsetzte, obgleich er selbst nicht im Entferntesten daran dachte, sich zu verheiraten, am allerwenigsten aber mit Elisen.

Drittes Capitel.

Der Kampf Aller gegen Alle.

Hanni stand, als sie das Gefängniß verließ, für den Augenblick vollkommen rathlos da. In ihre Wohnung bei dem Musiker zurückzukehren, hatte sie den Muth nicht. Zwar hatte Dejeune,

der während ihrer Haft sie mehrmals besucht hatte, ihr versichert, daß Louise und ihr Vater immer noch die besten, freundschaftlichsten Gefühle für sie hegten, aber doch schämte sie sich allein zu dem Musiker und dessen Tochter zurückzukehren. Sie hatte gehofft, Dejeune würde in's Gefängniß kommen, um sie abzuholen, da er wußte, daß sie freigelassen werden würde, aber er war nicht erschienen. Wie wir bereits wissen, befand sich der junge Bildhauer zu derselben Zeit bei seinem zufällig wieder aufgefundenen Freunde, dem Schriftsteller Gottsleben.

Daß sie Dejeune in seiner Wohnung in Penzing nicht treffen würde, war ihr vollständig klar, da sie wußte, daß er bei allen Versammlungen der Arbeiterpartei anwesend war. Die Unmasse von Menschen, welche an dem Tage ihrer Freilassung auf dem Baredesplatz sich angesammelt hatte, war ihr angenehm. Sie wußte, daß sie dadurch weniger auffallen würde, denn es erging ihr, wie es den meisten Menschen in solchem Falle ergeht, sie bildete sich ein, daß Jeder, dem sie begegnete, ihr ansehen müßte, daß sie gerade aus dem Gefängniß käme. Da sie bemerkte, daß in der Menschenmasse viele Frauen und Mädchen, meistens Arbeiterinnen sich befanden, so schloß auch sie sich dem Strome an, immer in

der stillen Hoffnung, es würde ein glücklicher Zufall sie mit Dejeune zusammenführen.

Unter den Arbeitern, in deren Mitte sie sich zufällig befand, hörte sie mehrmals den Namen Festheim. Es waren dies Arbeiter aus der Fabrik des genannten Herrn, und es ging aus den Reden, welche sie führten, hervor, daß ihr Arbeitsherr sich gerade keiner großen Beliebtheit erfreute.

„Wir wollen nach der Ringstraße ziehen und ihm die Fenster einwerfen,“ hieß es mehrere Male, doch wurden immer wieder gemäßigtere Stimmen laut, welche darauf hinwiesen, daß man das Großartige der Demonstration nicht durch kleinlichen Scandal und Excesse abschwächen dürfe.

Es war inzwischen bereits Nachmittag geworden, der Hunger machte sich bei Hanni fühlbar. Was sollte sie thun. Geld besaß sie nicht im Geringsten. Das Wenige, was sie gehabt, war im Gefängniß aufgezehrt worden.

Planlos ging sie die Ringstraße entlang, als sie plötzlich ihren Namen rufen hörte. Sie wendete sich um. Es war Tini, das Mädchen, welches, wie wir wissen, in der Nacht, in welcher der Raubanfall bei dem Fleischselcher ausgeübt wurde, bei Hanni's Mutter gewesen war. Tini war ebenfalls erst heute aus der Haft entlassen worden, und sie hatte in dem Gedränge ihre

Gefährtin, die mit ihr zusammen aus dem Landesgerichte sich entfernt hatte, verloren.

So unangenehm Hanni auch im Augenblicke diese Begegnung war, so duldete sie es doch, angesichts ihrer hilflosen Lage, daß Tini ein Gespräch mit ihr begann, welches natürlich die nächste Zukunft Beider zum Inhalt hatte.

„Deine Mutter,“ sagte Tini, „ist eine miserable Person. Du hast ganz recht, daß Du ihr davon gelaufen, sie hätte Dich gar zu gerne an den schlechten Kerl, den Holding, verkuppelt, und in der Untersuchung hatte sie Alles gethan, um Dich anzuschwärzen. Ich mag auch nichts mehr mit ihr zu thun haben.“

Hanni antwortete nicht. Wenn sie auch im Allgemeinen die Ansichten Tini's über ihre Mutter theilte, so widerstrebte es doch ihrem Gefühl, dieselben auszusprechen.

„Was wirst Du aber nun thun?“ frug Tini.

„Was ich früher gethan habe,“ entgegnete Hanni traurig, „ich werde arbeiten.“

Tini schaute Hanni verwundert an. „Arbeiten,“ rief sie erstaunt aus; „ja, was willst Du denn arbeiten, daß Du so viel verdienst, wie Du brauchst?“

„Ich werde nähen. Ich kann Maschinennähen und Kleider machen, so viel als ich brauche, verdiene ich immer.“

„Ja und wenn Du keine Arbeit hast?“

„Dann werde ich in Dienst gehen,“ war Hanni's Antwort.

„Ich verstehe Dich nicht. Du bist ein merkwürdiges Mädchen. Ich könnte das Alles nicht. Ich habe es auch versucht mit dem Nähen, da habe ich aber kaum ein Stück trockenes Brod verdient, und zu einer Herrschaft in Dienst gehen, mich von der gnädigen Frau sekiren und den Kindern schinden lassen, das kann ich nicht, das hielte ich nicht einen Tag aus. Doch, wo gehst Du jetzt hin?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Nun desto besser, dann komm' mit mir. Ich gehe zu einer Frau, die ich kenne und bei der ich immer Unterstand finde, wenn ich kein Geld und keinen Verdienst habe. Da kannst Du auch bleiben, bis Du etwas besseres weißt. Du mußt ihr nur sagen, daß Du jedenfalls zahlst. Ich werde dann schon das Andere machen.“

Tini führte Hanni in das sogenannte alte Postgebäude in der Wollzeile, welches jetzt abgebrochen worden ist.

Die Frau, zu der sie gingen, wohnte im zweiten Stock, und nährte sich dadurch, daß sie den unterstandslosen Mädchen zweireutigen Charakters zeitweise Unterstand gab, ihnen auch Kleider und dergleichen besorgte, und nebenbei wohl

auch, wenn sich gerade die Gelegenheit bot, etwas Kuppellei trieb. Sie nahm die beiden Mädchen auf, und bald hatten Beide an einem Mittagessen, welches die Frau ihnen bereitet hatte, ihren Hunger gestillt.

Tini war, wie wohl die meisten der unglücklichen Geschöpfe, welche durch Verhältnisse aller Art in das Elend der Prostitution getrieben wurden, sehr gutmüthig. Außerdem hatte sie zu Hanni eine wirkliche Zuneigung, vielleicht nur aus dem Grunde, weil ein gewisses Gefühl ihr sagte, daß Hanni ein Mädchen von festem reinen Charakter sei. Sie gab sich alle Mühe, Hanni, welche in schwermüthigen Gedanken versunken war, aufzuheitern.

Die Wohnung der Frau, die sie aufgenommen, befand sich im zweiten Stock und stand mit der Haupttreppe des Hauses durch einen offenen, unbedeckten Gang in Verbindung.

Im ersten Stock war ein eben solcher Gang und Hanni und Tini, welche, um ungestört mit einander sprechen zu können, sich heraus auf den Gang gestellt hatten, bemerkten, daß unten ein Mann im ersten Stock unaufhörlich auf und ab schritt.

„Wer ist das?“ frug Hanni die Unterstandsgeberin.

„Das ist der verrückte Baron,“ entgegnete

diese. „So wie Ihr ihn jetzt sehet, geht er den ganzen Tag ununterbrochen auf und ab, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.“

„Ja, was fehlt ihm denn?“

„Er soll tiefsinnig sein. Er wohnt mit einem anderen Herrn, einem alten Franzosen, zusammen, der, wie es scheint, so eine Art Hofmeister von ihm ist, wenigstens zahlt er Alles für ihn und läßt ihn nie aus den Augen. Der Baron spricht mit Niemanden, außer mit dem alten Franzosen, aber manchmal hält er in einer ganz fremden Sprache lange Reden vor sich hin. Uebrigens reich muß er sein, denn der Franzose zahlt sehr gut und auch sonst sieht man, daß sie Beide gut leben. Sie haben stets einen Fiaker zur Verfügung und halten sich einen eigenen Diener.“

„Das ist doch merkwürdig,“ sagte Hanni. „Jetzt schau, was der Mann für Geberden macht.“

In der That hatte der Mann, von dem die Rede war, plötzlich seinen Spaziergang eingestellt, und war, lebhaft gestikulirend, auf einen alten Herrn zugelaufen, der in der Thür des Ganges erschien. Beide sprachen lange und laut in einer Sprache, die Hanni nicht verstand. Wir erkennen, daß es die sogenannte Lingua franca ist, jener eigenthümliche Dialect, welcher in Orient aus einer Mischung des Arabischen, Türkischen, Grie-

chischen, Französischen und Italienischen entstanden ist und fast in allen Küstenländern des Orients eine Art Verkehrsprache zwischen den verschiedenen Nationalitäten bildet.

Der alte Franzose zog ein photographisches Porträt in Visitenkartenformat hervor und zeigte es dem andern Herrn.

Dieser stieß einen Schrei des Entzückens aus. Er riß seinem Gefährten das Porträt aus der Hand und es betrachtend und küssend tanzte er so hastig auf dem hölzernen Außengange umher, daß Hanni und Tini in Angst geriethen, er könne in den Hof herabfallen. Der alte Franzose schien diese Befürchtung ebenfalls zu theilen, denn bald nahm er den Herrn am Arm und führte ihn in das Innere der Wohnung.

„Der scheint wirklich verrückt zu sein,“ sagte Tini, „der arme Mensch, mich dauert er. Das war gewiß das Bild seiner Geliebten, weshalb er gar so närrisch that.“ —

Dejeune und Gottsleben hatten im Landesgerichte erfahren, daß Hanni bereits in Freiheit gesetzt sei. Trotzdem beschloßen sie doch, den Versuch bei Festheim zu machen. „Es könne in jedem Falle nichts schaden,“ meinte Gottsleben.

Sie fanden den Ritter von Festheim zwar in seiner Wohnung anwesend, jedoch sagte ihnen der Diener, daß heute sein Herr Niemanden empfangen. Im Innern des Palais bemerkten sie einige Sicherheitswachmänner aufgestellt. Offenbar fürchtete sich der reiche Fabrikant, daß die Arbeiter den Versuch machen würden, ihn zu überfallen und hatte Vorsichtsmaßregeln darnach getroffen.

Die beiden jungen Leute beriethen nun, was zu thun wäre.

„Jedenfalls,“ meinte Dejeune, „wird Hanni, da sie vielleicht sich schämt, in ihre frühere Wohnung zurückzukehren, an mich schreiben, wenn sie nicht selbst kommt. Ich weiß daher morgen ganz bestimmt, wo sie sich befindet.“

Da sie wußten, daß an dem Nachmittage in den Zobel'schen Localitäten eine große Volksversammlung stattfinden sollte, begaben sie sich dorthin.

Doch wollte es Dejeune nicht unterlassen, inzwischen den Musiker Weninger und seine Tochter davon zu verständigen, daß Hanni freigelassen worden sei.

Als sie nach der Wohnung Weningers kamen, fanden sie den alten Mann in der größten Bestürzung. Seine Tochter Louise war seit dem Tage vorher nicht nach Hause gekommen und er

hatte keine Ahnung, wo sie sich befand. Wiederholt hatte er bereits den Doctor Brandis aufgesucht, aber da dieser ihm eine ganz andere Wohnung angegeben hatte, welche er eigentlich nur zu dem Zweck aufgenommen, um Bielen, darunter auch Weninger, gegenüber seine wirkliche sociale Stellung und seinen Reichthum zu verbergen, so hatte er ihn nicht finden können. Der alte Mann war in Verzweiflung. Er marterte sich selbst mit dem Gedanken, daß seinem geliebten Kinde ein Unglück zugestoßen sein könne.

Die beiden Freunde versprachen, dem unglücklichen Vater Alles aufzubieten, um die Spur Louisens aufzufinden oder wenigstens den Doctor Brandis zu suchen.

„Das scheint heute ein Unglückstag zu sein“, sagte Gottsleben zu seinem Freunde. „Wir laufen heute herum, wie Saul, der seines Vaters Esel suchte, der fand wenigstens auf dem Wege eine Krone, wir haben aber noch nicht einmal einen Esel gefunden.“

„Doch nein, da kommt Einer,“ rief er plötzlich lachend, auf einen Herrn deutend, der ihnen in der Verchenfelderstraße entgegenkam.

Es war der uns bereits bekannte Herr Goldbeck, dem diese nicht gerade sehr schmeichelhafte Bezeichnung Gottslebens galt.

Herr Goldbeck grüßte den Schriftsteller und

wollte bei ihm vorbeigehen, doch dieser hielt ihn zurück.

„Ich habe die Ehre, Herr von Goldbeck“, begann Gottsleben mit großer Zungengeläufigkeit, „wie steht das Befinden?“

„Gut, sehr gut, Herr Gottsleben. Bei Ihnen doch gleichfalls.“

„Danke sehr, passabel. Freut mich übrigens, Sie wieder zu sehen. Habe lange nicht das Vergnügen gehabt. Wie wäre es, wenn wir unser Wiedersehen durch eine Flasche Wein feierten?“

„Danke sehr, bin augenblicklich sehr pressirt. Habe dringende Geschäfte, mache mir ein anderes Mal das Vergnügen. Habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

Mit diesen Worten entschlüpfte Goldbeck dem Schriftsteller.

„Es ist einer der schlechtesten Kerle in ganz Wien“, sagte Gottsleben zu Dejenne, es ist eine pure Nachlässigkeit vom Criminalgericht, daß dieser Spitzbube nicht längst aufgehängt ist.“

„Du scheinst doch aber in sehr guter Freundschaft mit ihm zu stehen.“

„Bah! lieber Freund, unser Einer braucht mancherlei Leute. Gerade von solchen Kerlen erfährt man das Interessanteste und trotz aller Schlaubeit ist dieser Goldbeck ein so dummer, aufgeblasener Kerl, daß er eine Freude hat,

wenn irgend eine Schusterei, oder etwas Aehnliches, wobei er betheiliget gewesen, oder wovon er auch nur gewußt hat, in der Zeitung steht. Es sollte mich wundern, wenn er nicht jetzt gerade wieder im Begriffe stünde, irgend eine Schlechtigkeit ausführen zu helfen, denn der Kerl ist nur das Werkzeug Anderer. Wir wollen ihm nachgehen, mir ahnt so, als könnte es uns nützlich sein."

„Nein, nein,“ entgegnete Dejeune, „der Mann kennt weder Hanni noch Louise, wozu sollen wir also unsere Zeit versäumen. Es ist besser, wir suchen Dr. Brandis zu finden, der kann uns in allen Fällen den besten Rath geben.“

„Thu wie Du willst, ich habe mir in den Kopf gesetzt, den Goldbeck da zu beobachten. Ich muß trachten, ihn einzuholen. Suche Du Dr. Brandis und heut' Abend wollen wir uns in Kummer's Bierhalle wieder treffen.“

Dejeune war damit einverstanden und die beiden Freunde trennten sich. Dejeune ging der Stadt zu, während Gottsleben dem Herrn Goldbeck nacheilte.

Viertes Capitel.

Die Seelenverkäufer.

Bald hatte Gottsleben Herrn Goldbeck erreicht.

Er klopfte dem Gehenden auf die Schulter. Dieser drehte sich um. Sein Gesicht verfinsterte sich und offenbar hatte er eine unhöfliche Bemerkung auf den Lippen. Doch Gottsleben war viel zu gewandt, um ihm dazu Zeit zu lassen.

„Scheint Ihnen nicht recht zu sein, verehrter Freund, daß ich Sie einhole,“ begann Gottsleben, „habe aber wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“

Goldbeck hatte jetzt bemerkt, daß Gottsleben allein war. Es schien ihm das offenbar angenehmer zu sein.

„Wer war der Herr, der mit Ihnen ging,“ frug er, ohne Gottsleben's Bemerkung weiter zu beantworten.

„Ein Freund von mir, ein akademischer Bildhauer, Sohn eines Millionärs am Rhein.“

Wie wir sehen, beliebte es Herrn Gottsleben, die Farben etwas stark aufzutragen oder besser gesagt, etwas aufzuschneiden. Goldbeck schien das zu merken und entgegnete mißtrauisch:

„Sah mir nicht aus wie ein Millionärssohn und warum ist er Bildhauer, wenn er Millionär ist?“

„Aus Laune, er ist ein Sonderling,“ entgegnete Gottsleben, „er ist Bildhauer zu seinem Vergnügen, wenn Sie wollen, haut er Sie gelegentlich auch einmal aus, d. h. aus Marmor,“ fügte er lachend hinzu.

„Sie sind doch immer guter Laune,“ meinte Goldbeck, „freilich den Herren Journalisten fliegen die gebratenen Tauben in's Maul, während wir arme Geschäftsleute uns von früh bis spät plagen müssen.“

„Ein gutes Roßbeef ist mir lieber als eine gebratene Taube, lieber Herr v. Goldbeck, und Ihre geistreiche Bemerkung erinnert mich daran, daß es wohl Zeit wäre, etwas zu speisen. Wo gehen Sie hin?“

„Ich habe noch ein dringendes Geschäft. Doch,“ Goldbeck zog seine Uhr heraus, „es ist vielleicht schon zu spät jetzt, es kann das Bureau, wo ich hin wollte, auch schon geschlossen sein. Mir wäre es lieb, wenn ich mit Ihnen über die Sache sprechen könnte, ich lade Sie ein, essen Sie mit mir zusammen. Wir gehen in den Riedhof.“

„Angenommen, hochverehrter Herr von Goldbeck. Sie sind wirklich der liebenswürdigste Mensch, der mir heute vorgekommen.“

Nachdem Beide im Riedhof Platz genommen, begann Goldbeck seine Mittheilungen. Er sprach in leise flüsterndem Tone, nachdem er vorher Gottsleben sein Wort abgenommen, daß er von demjenigen, was er ihm sagen würde, Niemanden etwas mittheilen würde.

Gottsleben hörte erstaunt zu, manchmal mit einer Frage den Erzählenden unterbrechend. Unsere Leser werden später erfahren, um was es sich handelt.

Vom Riedhof aus begaben sich Beide nach einem Dienstvermittlungsbureau, welches dicht an der Lerchenfelder Linie sich befand, und von da nach der Stadt in die Schulerstraße.

Dort in dem Hause neben dem Hotel „zur goldenen Ente“ befand sich im Hofe rückwärts ebenfalls ein Dienstvermittlungsbureau. Der Leiter desselben, ein Herr Müller, war ein Mann von über sechs Fuß Größe, jedoch von sehr unangenehmen Gesichtszügen. Die Bewegungen dieses Mannes waren so eckig und unbeholfen, daß er unwillkürlich an irgend ein großes Thier erinnerte.

Er schien bereits von Goldbeck über die Na-

tur des abzuschließenden Geschäftes unterrichtet zu sein.

„Wenn Sie, Herr von Goldbeck,“ sagte Müller zu diesem, „ein coulanter Mann sind und mir eine etwas höhere Provision zusagen, dann weise ich Ihnen noch einen Gegenstand zu, der alle übrigen in Schatten stellen wird. Vorläufig zeige ich Ihnen das.“

Mit diesen Worten nahm Müller Goldbeck zu sich in eine Fensternische und zeigte ihm eine Photographie.

„Das ist wahr, das wäre etwas, ich verspreche Ihnen 25 Percent Provision, sehen Sie her, rief Goldbeck Gottsleben zu.“

„O nein,“ — entgegnete Müller, „das Bild darf Niemand sehen, bis das Geschäft abgeschlossen, die Waare übergeben und ich meine Provision im Sack habe. Unter dreißig Percent thue ich es aber nicht, Herr von Goldbeck, bei den andern zwanzig, hier dreißig, sonst wird nichts daraus.“

„Abgemacht, abgemacht!“ sagte Goldbeck, dem G'schaftlhuber die Hand drückend. „Sorgen Sie nur dafür, daß morgen Früh Alles in Ordnung ist, denn wir dürfen keine Zeit verlieren.“

„Verlassen Sie sich auf mich,“ entgegnete Müller, „Sie wissen ja, ich bediene prompt, coulant und reell und will Geld verdienen. Also bis morgen!“

Goldbeck und Gottsleben verließen nunmehr das Bureau. Auf der Straße trennten sie sich, nachdem sie verabredet, daß Gottsleben um vier Uhr wieder mit Herrn Goldbeck zusammenkommen sollte.

Dejeune hatte inzwischen den Doctor Brandis wirklich aufgefunden. Er theilte ihm dasjenige mit, was der alte Weninger ihm gesagt.

Brandis war im ersten Augenblick wie betäubt. Die Nachricht traf ihn ganz unerwartet. Doch sein Geist war zu elastisch, um niedergebeugt zu werden.

Nachdenklich ging er in dem Sprechzimmer des Wiedner Krankenhauses, wo Dejeune ihn getroffen, auf und nieder.

„Da muß etwas Außergewöhnliches geschehen sein,“ sagte er, „entweder ein Unglücksfall oder etwas Anderes, irgend ein Verbrechen, was ich mir zwar im Augenblick nicht vorstellen kann, aber was doch im Bereich der Möglichkeit liegt. Wenn Sie mir einen Freundschaftsdienst noch erweisen wollen, so gehen Sie hinaus zu dem Vater, sagen Sie dem alten Mann, daß ich Alles thun werde, um den Verbleib seiner Tochter zu ermitteln und behalten Sie ihn im Auge, daß er in seiner Verzweiflung nicht irgend etwas begehrt, was die Sache nur verschlimmert. Er soll sich

unbedingt auf mich verlassen. Ich bin bis gegen Abend bei ihm.“

Dejeune versprach, den Wunsch des Doctor Brandis zu erfüllen und eilte hinaus nach der Wohnung des alten Weninger.

Brandis überlegte nicht lang. Er fuhr sofort nach der Polizeidirection, gab dort eine genaue Personbeschreibung Louisens ab und deponirte eine ansehnliche Summe als Belohnung für denjenigen Agenten, welcher von dem Verbleib des jungen Mädchens Nachricht bringen würde. Bis jetzt war noch keine Meldung von einem Unglücksfall eingetroffen und Brandis selbst konnte die Möglichkeit eines Selbstmordes Louisens nicht annehmen, da er keinen Grund entdecken konnte, der das junge Mädchen zu einem solchen Schritt hätte treiben sollen. Andererseits war es schwer ersichtlich, wer ein Interesse hätte haben sollen, ein Verbrechen an dem jungen Mädchen zu begehen.

Er stellte genaue Nachforschungen an, wo Louise zuletzt gesehen worden sei. Sie war am Abend in der Kierschner'schen Theateracademie gewesen und hatte, wie sie oft zu thun pflegte, der Vorstellung hinter den Couliissen beigewohnt. Niemanden war an ihrem Wesen irgend etwas Besonderes aufgefallen, nur wollte eine andere Clevein des Kierschner'schen Instituts bemerkt

haben, daß sie sehr zerstreut gewesen sei und mit großer Ungeduld den Schluß der Vorstellung erwartet habe. Das waren die einzigen Anhaltspunkte, welche Brandis für seine weiteren Nachforschungen erhielt.

Wißmuthig ging er die Ringstraße entlang. Er hatte seinem Fiaker befohlen, am Schwarzenbergplatz ihn zu erwarten und er begab sich zunächst dorthin, um von da zu dem alten Weninger zu fahren, unterwegs aber weitere Entschlüsse zu fassen.

Am Palais des Erzherzog Ludwig Victor begegnete ihm der junge Baron Marburg. Wir wissen, daß das Vermögen des jungen Arztes ihm eine angesehenene Stellung in Wien gab und daß er in Folge dessen mit mehreren jüngeren Mitgliedern der Finanzaristokratie befreundet war.

Der junge Marburg war von allen jungen Leuten dieser Gesellschaftsklasse Brandis persönlich am allerunangenehmsten. Es hatte dies hauptsächlich wohl seinen Grund in der Verschiedenheit des Bildungsgrades, denn während Brandis trotz seines bedeutenden Vermögens seinem Berufe als Arzt mit Eifer und Pflichttreue oblag und außerdem eine gründliche, wissenschaftliche Bildung sich erworben hatte, war der junge Marburg ein unwissender, aber im höchsten Grade eitler und eingebildeter

Mensch. Er hatte schon oft bei gesellschaftlichen Begegnungen, die beide junge Männer in irgend einem Salon zusammengeführt, wenn er gerade in seiner blasirten, absprechenden Weise sich auf ein Gebiet gewagt hatte, auf welchem er vollständig unwissend war, die ganze Schwere und vernichtende Schärfe der Dialektik des Dr. Brandis empfinden müssen, und er vermied es gern, mit dem weitaus überlegenen Gegner zusammenzutreffen.

Auch heute hatte er die Absicht, einfach grüßend bei Brandis vorüberzugehen, doch dieser hielt ihn an.

Er wußte, daß Marburg ein unersättlicher Neugierkeitsjäger sei und setzte voraus, daß, falls Louisen irgend etwas passirt sei, was bis jetzt dem Auge der Polizei entgangen, dieser junge Mensch, dessen Tagewerk vorzugsweise darin bestand, überall herumzuschnüffeln, am Leichtesten ihm Auskunft geben können würde.

„Was gibt es Neues, Baron,“ frug er im harmlosesten Tone.

„Der junge Ganesco will eine Schauspielerin vom Carltheater heiraten. Was sagen Sie dazu? Als wenn je ein vernünftiger Mensch eine Schauspielerin h e i r a t h e t e ! Der Alte soll wüthend sein.“

„Sehr begreiflich,“ entgegnete Brandis, „er

ist es der ganzen Finanzaristokratie schuldig, daß er die Absicht des Sohnes vereitelt."

"Nicht wahr? Das sage ich auch, man muß sonst den jungen Ganesco aus allen Salons ausschließen."

"Natürlich! Alle unsere Frauen und Fräuleins kämen ja in die peinlichste Verlegenheit, plötzlich von einer jungen Frau überstrahlt zu werden, welche schöner und klüger ist und deren Eltern keine Millionäre und Börsenritter, sondern das Gegentheil davon, nämlich ehrliche Leute waren," entgegnete Brandis bissig.

"Sie scheinen in der neueren Zeit Socialdemokrat geworden zu sein, Herr Doctor," erwiderte Baron Marburg auf diese Bemerkung, und man sieht es seinen triumphirenden Blicken an, daß er fest überzeugt ist, durch diese Entgegnung dem Doctor einen tödtlichen Hieb versetzt zu haben.

"Ich befinde mich wenigstens auf dem Wege zur Socialdemokratie, seit ich das Vergnügen habe, unsere hohe Finanz näher zu kennen. Aber lassen wir das, lieber Baron, mit Ihnen ist darüber doch nicht zu diskutiren. Sie sind reicher wie ich, folglich verstehen Sie Alles, nach heutigen Begriffen, besser. Erzählen Sie mir lieber noch einige Scandalosa. Ich bin heut' so gut aufgelegt, daß ich mich über Alles amüsire, sei

es darüber, daß Ritter Festheim wieder einen Orden bekommen, oder der junge Kaisersberg durchgeprügelt worden, oder der junge Rothschild vom Pferd gefallen ist. Sie wissen ja Alle derartigen Neuigkeiten. Leeren Sie Ihr Füllhorn vor mir armem Sterblichen aus."

"Ich weiß nichts, gar nichts. Im Gegentheil, ich möchte gar Manches hören, denn ich gehe gerade zur Frau v. Koller und Sie wissen aus Erfahrung, daß diese Dame beständig Neuigkeiten erfahren will."

"Ah, Josefina Koller, richtig, lebt sie noch, meine Freundin von ehemals."

"Gewiß, verkehren Sie nicht mehr mit ihr?"

"Nein, aus diesen heiligen Hallen der Dame Koller bin ich Unwürdiger ausgestoßen, seitdem man mich einige Male in der Deffentlichkeit mit einem jungen Mädchen gesehen, welches schon bei seiner Geburt den unverzeihlichen Leichtsinu begangen hat, statt Tochter eines Hofrathes oder Ritters, Tochter eines armen Musikers zu werden. Aber sagen Sie mir in aller Welt, was thun Sie denn bei dieser alten Schachtel, um diese Zeit? Ich denke, sie empfängt ihre intimen Freunde, zu denen Sie doch zweifelsohne gehören, nur des Abends?"

"Das ist richtig. Es ist auch eine außerordentliche Veranlassung. Das Geschäft mit den

türkischen Bahnen naht seinem Abschluß. Es handelt sich nur noch darum, den Großvezier und einige nahe Verwandte des Sultans für die Gesellschaft zu gewinnen, welche sich um den Bau bewirbt. Und das geschieht in einer genialen Weise."

"Wirklich? Nun lassen Sie hören?"

"Die Idee ist ebenso einfach, wie glücklich. Sie wissen, daß die türkischen Großen für zwei Dinge zu Allem zu haben sind, für Geld und für Weiber. Das Erstere ist natürlich vorrätzig, für das Andere wird jetzt gesorgt."

"Wie? Ich verstehe Sie nicht recht."

"Nun, Sie wissen doch, daß Wien in ganz Europa berühmt ist, als der Ort, wo man die mannigfachsten und interessantesten Frauenschönheiten findet. Es gibt hier junge, schöne Mädchen in Massen, welche mit Vergnügen sich in den Harem irgend eines türkischen Großen aufnehmen lassen."

"Wirklich? das habe ich noch nie gehört."

"Nun, und Sie kennen ja das Wort unseres Dichters: „„Und gehst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt““. Die Mädchen brauchen es ja nicht immer zu wissen, hat man sie unter irgend einem Vorwand nur erst unten in der Türkei, dann kräht kein Hahn nach ihnen."

"Ah! das ist ja Menschenhandel! Ich wußte

allerdings bis jetzt noch nicht, daß unsere hohe Finanz außer Börsenspeculationen noch den Export von Menschenfleisch betreibt. Und Frau von Koller ist dabei theilhaftig?"

„Das nicht, aber sie will in Türkenlosen speculiren und interessirt sich in Folge dessen natürlich für die Angelegenheit.“

„Ganz natürlich, ganz natürlich. Was schadet es auch der frommen Frau, die täglich drei Mal in die Kirche läuft und allen Heiligen die Zehen ableckt, wenn arme Mädchen an Leib und Seele zu Grunde gehen. Apropos, lieber Baron, ich habe nicht mehr viel Zeit. Ich will Ihnen aus Freundschaft einen guten Rath geben.“

„Nun?"

„Wissen Sie, was das hier für ein Ding ist, woran wir stehen?"

„Natürlich, ein Laternenpfahl.“

„Gut, gehen Sie dergleichen vorsichtig aus dem Wege. Ich fürchte, es kommt einmal ein Tag, wo nicht Laternenpfähle genug sein werden auf der Ringstraße, um — — —“

„Nun, nun?"

„Um diejenigen Leute aufzuhängen, welche des elenden Geldes wegen Hunderttausende unglücklich machen und aussaugen, und die man bis jetzt noch, verstehen Sie wohl, bis jetzt noch zu Rittern macht, statt sie einfach dem

Criminalgericht zu übergeben. Leben Sie wohl, lieber Baron, empfehlen Sie mich Ihrer Freundin, der Frau von Koller.“

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen. Marburg hielt ihn zurück.

„Sie haben so sonderbare, excentrische Ideen, Herr Doctor, Sie fassen immer alles ganz anders auf. Was Ich Ihnen erzählt habe, bleibt doch unter uns?“

„Natürlich, natürlich!“

„Sie werden sich überzeugen, daß die Sache gar nicht so schlimm ist, als Sie dieselbe auffassen. Ich gehe selbst in Angelegenheiten der türkischen Bahnen dieser Tage nach Constantino-pel als Vertreter unseres Hauses. Mein Vater ist, wie Sie vielleicht wissen, ebenfalls unter dem Consortium der Concessionäre. Ich gebe heute Abends ein kleines Abschiedsfest. Sie würden mir eine große Freude machen, wenn Sie erscheinen. Ich habe eine bunte, gemischte Gesellschaft geladen, Herren und Damen, der Adel, die Finanz, Kunst und Literatur, sind vertreten. Selbstverständlich ist es nur ein kleiner, ausgewählter Kreis. Ich bin noch im Begriff, einige Freunde einzuladen. Ein sehr glücklicher Zufall, daß ich Ihnen begegnete, denn Sie sind so schwer zu treffen. Also Sie kommen, jedenfalls, nicht wahr?“

„Mit Bestimmtheit kann ich Ihnen die Zusage nicht machen. Wenn möglich, komme ich, weil ich selbst gerade heute der Zerstreung bedarf. Also auf Wiedersehen.“

Die beiden jungen Männer trennten sich. Brandis fuhr hinaus nach der Josefstadt, um den alten Weninger zu trösten und vielleicht von ihm oder Dejeune neue Anhaltspunkte zu erhalten für seine Nachforschungen nach der verschwundenen Louise.

Fünftes Capitel.

Der Fluch des Reichthums.

Dasjenige, was Brandis im Laufe des Tages erfuhr, ließ den Entschluß in ihm reifen, die Abschiedssoiree des Baron Marburg jedenfalls zu besuchen. Namentlich bestimmten ihn dabei die Mittheilungen, welche der Schriftsteller Gottsleben ihm über die Thätigkeit Goldbeck's gesagt. Es wurde ihm fast zur Gewißheit, daß Louise unter den unglücklichen Opfern sich befand,

welche nach dem Orient gebracht werden sollten, nur war ihm räthselhaft und unerklärlich, wann und wie es gelungen sein mochte, das sonst so schüchterne und vorsichtige junge Mädchen von seinem Vater, den es doch von ganzer Seele liebte, wegzulocken. Fast noch unerklärlicher war ihm das Motiv, welches Louise hätte veranlassen können, ihn zu verlassen, und er schloß vielmehr, daß ein Verbrechen, eine Art gewaltsamer Entführung, vorliegen müsse.

Darüber hoffte er durch geschickte Fragen bei Baron Marburg doch vielleicht Aufklärungen zu erhalten. Er rechnete dabei namentlich darauf, daß die bei dem Feste Anwesenden sich ganz unter sich glauben würden und sobald dem Wein genügend zugesprochen werden würde, hoffte er bald einen unvorsichtigen Plauderer die Geheimnisse abzulocken.

Vorher jedoch beschloß er, Herrn Goldbeck aufzusuchen und mit allen möglichen Mitteln auf diesen Ehrenmann eine solche Pression auszuüben, daß er vielleicht von diesem bereits die gewünschten Aufklärungen erhielt.

Goldbeck empfing den jungen reichen Arzt mit kriechender Höflichkeit.

Auf Grund der Mittheilungen Marburgs konnte sich Brandis als vollständig in das Project eingeweiht darstellen und er sagte offen, daß er

komme, ein junges Mädchen, für welches er sich interessire, mit allen Mitteln, koste es, was es wolle, von dem ihm bevorstehenden Lose zu befreien. Er bot Goldbeck für den Fall, daß er ihm behilflich sein würde, das Doppelte und Dreifache der Summe, die er an dem ganzen Geschäfte verdienen würde.

Brandis kannte den Charakter Goldbecks zu genau, um nicht zu wissen, daß dieser, um eine hohe Summe Geldes zu gewinnen, Alles thun würde.

Goldbeck sann nach und blätterte seine Notizen durch. Er hatte die Namen der Mädchen, welche durch die verschiedenen Agenten angeworben worden waren, sich aufgeschrieben. Doch diese Aufzeichnungen waren werthlos, denn es war ja fast als selbstverständlich anzunehmen, daß in keinem Falle Louisens wahrer Name, sei es, daß sie freiwillig, sei es, daß sie gezwungen mitging, genannt wurde. Auch einige Photographien war Goldbeck in der Lage vorzulegen, jedoch Louisens Bild war nicht darunter.

Der Besuch bei Goldbeck wäre somit resultatlos geblieben, wenn derselbe sich nicht an das Bild erinnert hätte, welches Müller so geheimnißvoll ihm gezeigt. Er theilte dies Brandis mit und man beschloß sofort, den Agenten Müller

aufzusuchen. Doch dieser war nicht zu finden. Er sei auf's Land gefahren, hieß es.

Brandis war zwar sehr unangenehm berührt, da jedoch ihm Goldbeck die Versicherung gab, daß erst in einigen Tagen der Transport nach dem Orient beginne, so beruhigte er sich. Glaubte er doch eine sichere Spur gefunden zu haben, und er beeilte sich, dem alten Weninger das Resultat seines Nachforschens mitzutheilen, damit auch dieser sich etwas beruhigen möge. Dann kleidete er sich an, um die Abschiedssoirée des jungen Baron Warburg zu besuchen.

Raum hatte Brandis sich von Goldbeck entfernt, als der Agent Müller eintrat.

„Sie waren soeben bei mir,“ begann dieser, und da ich Sie nicht allein, sondern in Begleitung eines Herrn eintreten sah, so hielt ich es, da Ihr Begleiter mir verdächtig vorkam, für gut, mich verläugnen zu lassen.“

„Wieso kam Ihnen mein Begleiter verdächtig vor?“

„Lieber Goldbeck,“ entgegnete Müller, „man sieht es wirklich, daß Sie noch ein Neuling in derlei Geschäften sind. Die Polizei scheint bereits aufmerksam geworden zu sein, denn ich habe heut' schon sehr verdächtige Gesichter um mein Bureau herumschwärmen sehen. Der Herr also, der da mit Ihnen kam, konnte recht gut ein

Abgesandter der Polizei sein und ehe ich nicht ganz genau weiß, wer und was er ist, werde ich mich hüten, meine Haut zu Markte zu tragen.“

„Sie sind ein Schwarzseher, lieber Müller,“ erwiderte lachend Goldbeck. „Der Herr, der mit mir war, ist der sehr reiche, junge Arzt Dr. Brandis, dessen Name Ihnen vielleicht schon bekannt sein wird. Es ist durch ihn ein gutes Stück Geld zu verdienen. Er vermuthet, daß seine Geliebte sich auch hat anwerben lassen. Er will das Dreifache zahlen, was uns geboten ist, wenn wir ihm helfen, sie zurückzuhalten. Unter denen, die ich kenne, ist sie nicht. Es muß also diejenige sein, deren Bild Sie mir gezeigt.“

„Lieber Goldbeck, das ist nichts. Die junge Dame ist nicht die Geliebte Ihres Doctors und wenn sie es wäre, was geht das mich an. Derjenige, welcher durchaus haben will, daß sie mitgeht, denkt nicht daran, sie in Constantinopel auszuliefern. Er ist reich genug, um Alles in Bukarest rückgängig zu machen. Er ist jedenfalls viel reicher, als Ihr Doctor und zahlt mich besser. Geben Sie sich keine Mühe und mischen Sie sich in die Sache nicht, sonst verderben Sie das ganze Geschäft. Sie wissen nicht, wer dahintersteckt und wer durchaus das Mädchel haben will, aber Ihr Doctor ist nicht der Mann, ihm dasselbe zu entreißen.“

„Wir wollen sehen,“ rief Goldbeck, „ich gehe sofort zu dem Baron Marburg und erzähle ihm die Sache. Der ist befreundet mit Dr. Brandis.“

„Gehen Sie nur, wird Ihnen aber wenig helfen. Inzwischen leben Sie wohl. Morgen kassire ich bei Ihnen meine Provision ein.“

Müller ging. In seinem Bureau angekommen, schrieb er sofort einen kleinen Brief, steckte ihn in die Tasche und eilte nach der Wohnung des Baron Marburg. Er übergab dort dem Bedienten den Brief mit dem Auftrag, nur dem jungen Baron persönlich den Brief einzuhändigen.

Raum hätte er Marburgs Wohnung verlassen, als Herr Goldbeck eintrat. Er ließ sich anmelden, doch brachte ihm der Bediente die Antwort, der Herr Baron sei verhindert, er könne erst morgen früh 9 Uhr den Herrn Goldbeck empfangen.

Bald darauf verließ Marburg das Haus und begab sich zu dem Agenten Müller.

„Wir müssen rascher handeln,“ sagte er zu diesem, „Morgen früh mit dem ersten Dampfschiff muß das Mädchen abreisen. Am besten, Sie reisen mit bis Pest. Sie können ja in der Eigenschaft als Theateragent, wofür das Mädchen Sie hält, Veranlassung haben, Pest zu besuchen. Sagen Sie ihr, Brandis wolle sie

zwingen, hier zu bleiben, stellen Sie ihr die Sache recht pressant dar. Das wird das Beste sein."

Müller begab sich wieder in das Hotel zur „Ente“ und kehrte nach einer Viertelstunde zurück.

„Sie ist ganz einverstanden, nur will sie ihren Vater mitnehmen.“

„Das geht nicht,“ rief Marburg heftig aus.

„Ich denke doch, Herr Baron, im Gegentheil, es ist besser. Ich gehe zu dem alten Musiker hin. Sie müssen nur dafür sorgen, daß unser Doctor nicht in die Quere kommt. Wir schließen mit ihm ein Engagement ab als Musiker, eröffnen ihm glänzende Aussichten für die Tochter, geben ihm Geld, der alte Mann wird schon d'rauf eingehen.“

„Gut,“ sagte Marburg, „koste es was es wolle. Das Mädchen muß mein werden, schon um diesem Doctor zu beweisen, daß ich doch klüger bin als er. Ich verlasse mich auf Sie. Brandis ist vor acht Uhr bei mir. Ich werde schon dafür sorgen, daß er nicht fortkommt. Verständigen Sie das Mädchen und gehen Sie mit ihr zu ihrem Vater. Bringen Sie mir, sobald die Sache abgemacht, Nachricht, ich zahle Ihnen hundert Gulden extra.“

Damit verließ er Müllers Bureau.

Die Gesellschaft, welche Baron Marburg zur Feier seines Abschiedsfestes um sich versammelt hatte, zählte mit zur Elite der Residenz. Es war namentlich, da Marburg es liebte, als Kunstmäcen zu gelten, das Theater stark vertreten durch die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen, sowohl der Oper wie der Burg und der Vorstadtbühnen. Sowohl Baron Hönigsberg, wie Festheim waren anwesend, auch der ehemalige, jetzt nun nicht mehr im Amte befindliche Minister Giskra fehlte nicht. Dr. Brandis erschien fast zuerst. Wie wir wissen, hatte er die Absicht, diese Soirée zu benützen, um Andeutungen über Elisens Aufenthalt zu empfangen. Er wußte in Folge dessen seine üble Laune geschickt zu verbergen und bemühte sich ein so angenehmer Gesellschafter, als es bei dem Kummer, der ihn drückte, nur möglich war, zu sein.

Die Unterhaltung drehte sich besonders um die türkischen Bahnen und deren Einfluß auf die Entwicklung des österreichischen Handels.

Brandis bemühte sich besonders, Marburg und Festheim in das Gespräch zu bringen. Diese Beiden mußten am genauesten wissen, wann die Mädchen nach dem Orient abreisen sollten und es war sogar von Beiden vorauszusetzen, daß sie die Mädchen gesehen haben würden.

Er lenkte allmählig das Gespräch auf diesen Punkt.

„Still, lieber Doctor, Sie dürfen nicht so laut reden, wir sind hier nicht ganz unter uns und es ist durchaus nicht nöthig, daß allzuwiele Leute darum wissen.“

„Nun, hier sind ja doch nur Ihre Freunde,“ entgegnete Brandis, „Sie werden doch unter Ihren Freunden keine heimlichen Feinde haben.“

„Wer weiß? Die Sache scheint Sie sehr zu interessiren, Doctor!“

„Ja, ich habe es mir überlegt, ich war zu schnell heut' früh in meinem Urtheil. Gibt es Männer, welche den Fortschritten der Civilisation ihre ganze Existenz, ihren Leib und ihren Geist zum Opfer bringen, warum soll die Schönheit des weiblichen Körpers nicht auch als Pionnier für civilisatorische Unternehmungen dienen können.“ „Habe ich nicht Recht?“

„Gewiß Herr Doctor,“ entgegnete Festheim.

„Sehen Sie, rief Marburg, daß ich Recht hatte, wenn ich voraussetzte, daß Sie unsere Ansicht theilen werden. Sie sind über Ihren Büchern um etwas von der raschen Auffassung des praktischen Lebens abgekommen.“

„Und zu sehr an das eingebildete Recht gewöhnt, während jeder Mensch nur so weit Recht

hat, als er es ausüben kann," fügte Festheim hinzu.

„Ah!“ rief Brandis aus, „Sie sind also ein Anhänger des Herrn von Bismarck, der ja bekanntlich gesagt haben soll: Macht geht vor Recht!“

„In mancher Beziehung, ja,“ entgegnete Festheim, „überhaupt glauben Sie mir, Herr von Bismarck wird uns noch in mancher anderer Beziehung als Vorbild dienen.“

Brandis merkte, daß Festheim mit diesen Worten das Gespräch auf das politische Gebiet lenken wollte, um etwaigen Fragen über den Mädchenschacher nach dem Orient auszuweichen. Er beschloß daher eine andere Taktik zu wählen. Er ließ die Sache vorläufig ganz fallen und theilte sich dafür um so lebhafter an der allgemeinen Unterhaltung.

Jedoch gelang es ihm später, den Herrn des Hauses, den jungen Marburg, auf die Seite zu ziehen.

„Baron“, sagte er im ernstesten Tone zu ihm, „ich habe den entschiedensten Verdacht, daß ein junges Mädchen, für welches ich mich sehr lebhaft interessire, ebenfalls nach dem Orient geschickt werden solle. Ich bin entschlossen, das zu hindern. Ich halte mich an Sie. Meine Maßregeln sind getroffen, Ich lasse Sie nicht mehr

aus den Augen, bis ich Gewißheit habe. Sie müssen selbst mit mir an den Ort hingehen, wo die Mädchen sich sammeln und ich will an Ihrer Seite Zeuge der Abfahrt sein."

Der Baron Marburg hatte ihm ruhig zugehört. Er brach dann in ein lautes, allerdings etwas erkünstelt klingendes Lachen aus.

„Aber, lieber Doctor," sagte er zu ihm, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so heißblütig sind. Welches Interesse kann ich haben, ein junges Mädchen, für das Sie sich interessiren, in den Orient entführen zu lassen. Mit größtem Vergnügen bin ich bereit, Ihnen alle diejenigen Personen, welche die Reise antreten, vorzustellen. Ist die Gesuchte darunter, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Alles anbiete, um sofort Ihrem Wunsche Folge zu leisten und das junge Mädchen hier bei Ihnen zurückzuhalten."

Er gab Brandis, um seine Worte zu bekräftigen, seine Hand, die dieser, wenn auch mißtrauisch zögernd, nahm.

Doch war sein Mißtrauen theilweise bereits gewichen. Er wußte, daß um keinen Preis Marburg sich werde compromittiren lassen und das sichere Auftreten des jungen Mannes schien ihm zu beweisen, daß er nichts zu fürchten habe. In jedem Falle fühlte er sich beruhigt, daß, wenn

Louise wirklich unter den Opfern wäre, er nun in der Lage sein werde, sie zu retten.

Marburg ließ ihm übrigens kaum Zeit, seinen Gedankengang zu verfolgen.

„Es ist mir unerklärlich, Doctor,“ sagte er, „wie es kommt, daß Sie gegen mich immer eine gewisse Feindseligkeit haben. Ich bin mir bewußt, Ihnen in meiner Freundschaft zugethan gewesen zu sein. Lassen Sie heute Abend uns, wo wir auf mehrere Monate von einander Abschied nehmen, uns versöhnen und fortan gute Freunde sein. Wollen Sie?“

„Ich bin Ihr Freund“, entgegnete Brandis lächelnd, „und werde es bleiben, sobald Sie mir in der fraglichen Angelegenheit beweisen, daß Sie der meinige sind.“

„Das soll geschehen. Aber ich werde Ihnen heute Abends bereits den Beweis führen, daß ich ein wirklicher guter Freund von Ihnen bin. Sie werden heute Abend Jemanden hier noch treffen, dessen Wiedersehen Ihnen große Freude verursachen wird. Ich erfuhr durch Zufall, daß die Dame hier sei, und es hat mich, Ihnen zu Liebe, Mühe genug gekostet, sie zu bewegen, meine Soiree zu besuchen. Da sie vorher bei einer Familie ist, kommt sie erst mit Frau von Koller um 10 Uhr.“

„Mit Fran von Koller? Das ist doch nicht etwa — — —“

„Babette, ganz recht, Babette Schütz aus Mainz, Ihre einstige Liebe, jetzt eine gefeierte Schauspielerin in Berlin.“

Brandis stand wie betäubt.

„Ich bin auf dieses Wiedersehen nicht vorbereitet“, sagte er, „es wäre mir lieber, ich könnte vorher mich entfernen.“

„Aber Doctor,“ rief Marburg aus, „Sie, ein Mann, der geistig so hoch steht, Sie werden sich doch nicht vor einer schwachen Frau fürchten.“

„Kommen Sie,“ entgegnete Brandis, „ich will Ihnen das Verhältniß erklären. Gehen wir da in das Seitencabinet, damit wir da ungestört plaudern können.“

Die Gesellschaft war viel zu animirt, als daß man besonders bemerkt hätte, daß Brandis und Marburg sich in ein Cabinet, welches sonst Marburgs Arbeitszimmer war, heute aber ebenfalls für die Soiree eingerichtet worden war, zurückzogen.

Ein großer runder Tisch stand vor einem Sopha, einige elegante Fauteuils rings herum. Auf dem Tische brannte eine prächtige Astrallampe.

„Sie haben das ja hier sehr traulich eingerichtet“, bemerkte Brandis.

„Sie wissen, Doctor, bei solchen Abschieds-

festen giebt es hie und da ein vertrautes Wort zu reden. Ich habe daher gesorgt, falls einer meiner Gäste das Bedürfniß fühlt, mit mir oder jemanden Anderem für einige Minuten allein zu sein, daß er hier die Gelegenheit findet. Das Cabinet hat noch einen Ausgang. Man kann vom Vorzimmer aus, von der Gesellschaft ungesehen hier eintreten. Vielleicht," setzte er lächelnd hinzu, „werden Sie selbst heute noch Veranlassung nehmen, diese meine Idee gutzufinden.“

Sie nahmen beide Platz, Marburg präsen-
tirtte Zigarren und Brandis begann:

„Es sind jetzt 6 Jahre her, Baron, daß wir uns in Heidelberg trafen. Sie reisten zu Ihrem Vergnügen nach der Schweiz, ich machte eine Studienreise. Sie sahen mich damals mit Babette und ich habe Ihnen selbst erzählt, daß wir später uns getrennt.“

„Ganz richtig“.

„Nun, hören Sie die Ursache. Ich lernte Babette als sehr junger Mensch kennen. Es war am Rhein in Mainz. Ich hatte meine Studien noch nicht vollendet, d. h. ich hatte den albernen Doctortitel, diese lächerliche Narrenkappe des Gelehrtenthums, noch nicht erworben. Ich war circa 20 Jahre alt. Eine meiner Ferienreisen führte mich an den Rhein. Dort in Mainz, bei einem Concert sah ich Babette. Sie war damals

15 Jahre alt. Fast noch ein Kind, aber schön, wie die schönste Rosenknospe. Der Zufall brachte es mit sich, daß ich, da das Concert in einem öffentlichen Garten stattfand, an demselben Tisch Platz fand, wo Babette und ihre Mutter saßen. Es spielte die Capelle des österreichischen Infanterieregiments Baron Wernhardt, damals dirigirt von dem Capellmeister Hopf, der jetzt hier in Wien sich befindet. Ich kam mit Babette ins Gespräch und die Klugheit ihrer Antworten, ihr bezauberndes Wesen ließen mich von der ersten Stunde an derart für das Mädchen erglühen, daß ich sofort beschloß, in Mainz vorläufig zu bleiben, um in der Nähe des von mir angebeteten Wesens zu sein."

Marburg lächelte. „Dergleichen Perioden hat Jeder von uns in seinem Leben durchgemacht“, warf er leicht hin.

Brandis runzelte ein wenig die Stirn. „Es ist das erste Mal“, sagte er, daß ich mit Jemandem ausführlich über diese Sache spreche. Ich thue es deßhalb, weil Sie durch Zufall früher theilweise eingeweiht wurden. Ich hoffe aber, Sie werden mich verstehen.“

„Gewiß, gewiß!“

„Ich hätte heute ohnehin das Bedürfniß, darüber zu sprechen,“ fuhr Brandis fort, „der heutige Tag hat mir viele Erinnerungen wach-

gerufen. Doch lassen wir das. Also ich blieb in Mainz. Meine Eltern waren todt. Ich war reich und gänzlich unabhängig. Von Kindheit an zu excentrischen Unternehmungen zuneigend, beschloß ich, eine Idylle zu spielen, wie ich sie in den Romanen gelesen. Ich gab Babette an, ich sei ein armer Schriftsteller. Es war mir leicht, da ich keine großen Ansprüche machte, eine kleine Stelle bei einem Blatt in Mainz zu finden. Babette hielt mich für einen mit monatlich 20 fl. bezahlten untergeordneten Mitarbeiter eines obscuren Blattes und ich lebte äußerlich auch so, daß Niemand in Mainz merkte, daß ich von Haus aus reich sei.

„Eine sonderbare Idee, sich Entbehrungen aufzuerlegen, wenn man es nicht nöthig hat,“ warf Marburg ein.

„Ich wollte aber, daß Babette um meiner selbst willen, nicht meines Geldes wegen, mich lieben sollte. Ich war glücklich, als ich bemerkte, daß ihre Neigung für mich erwachte. Sie wissen, daß ich dann in allerlei politische Geschichten verwickelt wurde und Mainz verlassen mußte. Im Großherzogthum Baden wurde ich verhaftet. Ich mußte drei Monate im Gefängniß bleiben, bis es der Intervention meiner Freunde gelang, mich zu befreien.“

„Richtig,“ bemerkte Marburg, „ich erinnere

mich, es erregte damals Aufsehen genug hier in Wien.“

„In dem Gefängniß empfing ich den ersten Brief Babette's, in welchem sie mir ihre Liebe gestand. Ich vergaß über diesen Brief alle Unbequemlichkeit der Haft, alle Gefahren, welche mich bedrohten. Nach meiner Befreiung trafen wir uns in Heidelberg. Ich beschloß, eine Studienreise zu machen. Babette, sagte ich, „ich würde mir in der Schweiz eine Stellung suchen, um Sie heiraten zu können. Damals war es, wo Sie einen Tag mit uns in Heidelberg zusammentrafen.“

Marburg nickte. „Ich erinnere mich ganz gut, Babette war damals sehr bleich und hatte große braune Augen. Sie hat sich seitdem sehr verändert,“ sagte er.

„Ich kehrte einige Monate später nach Wien zurück, promovirte hier als Arzt. Ich wußte, daß Babette hier eine Tante besaß. Ich veranlaßte sie, zu derselben nach Wien zu kommen. Ich erzählte ihr, daß ich hier Arzt geworden sei, daß ich hoffe, mir eine Praxis zu schaffen. Sie hielt mich immer noch für arm. Aber wie hatte sie in der Frist eines Jahres sich verändert. Aus dem schüchternen, liebenswürdigen Mädchen war eine Dame geworden. Ihr Geist hatte sich bedeutend entwickelt, sie war fähig, in jedem Salon

zu glänzen. Ich war in dem Traume, sie liebe mich noch wie früher. Ich war so glücklich, daß ich ganz blind war und Babette spielte mit mir. Sie war mir gegenüber zärtlich, wie oft bedeckte sie mich mit Küssen und ruhte, scheinbar selig in meinen Armen. Es war alles Trug und Lug.“

Brandis Stimme nahm einen aufgeregten Ton an.

„Ich liebte sie bis zum Wahnsinn,“ fuhr er fort, „und sie betrog mich. Sie hatte die Bekanntschaft eines jungen reichen Franzosen, eines Kaufmannes gemacht. Der arme junge Gelehrte besaß ihrer Ansicht nach ja nichts als seinen Kopf. Während ich von Glück träumte, war ich namenlos unglücklich. Plötzlich brach sie mit mir. Sie habe Dinge über mich erfahren, schrieb sie, welche es ihr unmöglich machten, das Verhältniß fortzusetzen. Ich war wie gebrochen. Sie wissen, daß ich damals schwer erkrankte, daß die Aerzte für meinen Verstand fürchteten. Meine kräftige Natur überwand den Schlag. Was mich am meisten empörte, waren die Briefe, welche sie nach dem Bruch mir geschrieben, in welchen sie immer noch Liebe zu mir heuchelte und behauptete, ich habe sie getäuscht. Und sie, die Heuchlerin, war sechs Monate später die Gattin des jungen Franzosen.“

Brandis athmete tief auf. Seine Erzählung

hatte ihn im höchsten Grade aufgeregt. Er ging im Zimmer auf und ab. Marburg blies gleichgiltig den Rauch seiner Cigarre vor sich hin.

„Später hörte ich,“ fuhr Brandis fort, „sie habe sich von ihrem Mann getrennt und sei Schauspielerin geworden. Warum nicht? Sie muß ein großes Schauspielertalent besitzen, mir gegenüber hat sie es wenigstens bewiesen. Meine Liebe zur Menschheit war damit gebrochen. Seit jener Zeit datirt jene Bitterkeit, welche, wie Sie wissen, Baron, mir in der Gesellschaft Wiens, so viel Feinde gemacht hat.“

„Sie wissen nun Alles,“ sagte der Doctor nach einer kleinen Pause. „Sie werden einsehen, daß es besser ist, ich vermeide das Zusammen treffen.“

„Nein, lieber Doctor,“ entgegnete Marburg, „das sehe ich durchaus nicht ein. Babette weiß nicht, daß Sie hier bei mir sind, und sie seit drei Jahren auch nicht in Wien war, weiß sie wahrscheinlich nicht, welche sociale Stellung Sie hier bekleiden. Sie wird glauben, daß Sie als Arzt allmählig sich eine Praxis und Bekanntschaft in reichen Häusern erworben haben. Jetzt hätten Sie Gelegenheit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Spielen Sie jetzt mit ihr.“

„Ich glaube nicht, daß ich im Stande bin, mit ihr zu sprechen.“

„Aber, Doctor, Sie werden doch nicht schwächer sein wollen, als ein Weib. Im Gegentheil, ich bin fest überzeugt, daß Sie gerade durch Betti's Anwesenheit auf ganz andere Gedanken kommen werden, und morgen früh beginnen wir unsere Nachforschungen nach Ihrer verschwundenen Schönheit. In der That, Doctor, ich hätte nie geglaubt, daß der kühle Verstandesmensch, für den ich den Dr. Brandis immer gehalten, ein so glühender Don Juan sei. Trinken wir auf das Wiedersehen.“

Er nahm bei diesen Worten eine Flasche schweren Rheinweins, schenkte einige Gläser ein, und bot eines derselben dem Doctor an.

Dieser trank ein Glas hinunter. „Ein ausgezeichnete Wein das,“ bemerkte er.

„Es ist echter Rüdeshheimer,“ erwiderte Marburg, „ich habe ihn direct bezogen.“

Hastig wurde noch eine zweite Flasche geleert.

Ein Diener brachte Marburg ein Billet. Er las es.

„Was gibt es?“ frug Brandis.

„Nichts, Freund, mein Buchhalter benachrichtigt mich nur, daß er mein Gepäck der Eisenbahn übergeben habe, ich hatte ihm befohlen, dies heute Abend noch zu besorgen.“

In Wahrheit war das Billet, welches Mar-

burg empfangen, von dem Agenten Müller und enthielt die Worte:

„Alles in Ordnung. Vater und Tochter reisen morgen früh mit mir nach Bukarest. Hoffe, Sie in Pest zu treffen, da wir mit Dampfschiff, diese mit Eisenbahn fahren. Müller.“

Dr. Brandis und Baron Marburg begaben sich zur Gesellschaft zurück.

Sechstes Capitel.

D ä m o n W e i b.

Der starke Wein und die Erzählung seiner Erlebnisse hatten Brandis mächtig erregt.

Als er mit Marburg wieder in den Salon trat, stockte für einen Augenblick die Unterhaltung. Die längere Abwesenheit des Hausherrn war doch aufgefallen. Marburg entschuldigte sich, daß die Vorbereitungen zu seiner Abreise ihn zur Pflicht gemacht hätte, sich einige Augenblicke zu entfernen.

„Herr Doctor,“ rief Fräulein G., die bekannte Soubrette eines Vorstadttheaters, ihm zu, „stehen

Sie mir bei. Ich bin gerade mit Herrn Geiger in Streit, wegen der Journalistik. Sagen Sie, gibt es in Wien unparteiische Recensenten.“

„Jeder Recensent muß partiisch werden,“ entgegnete Brandis, „wenn er so viel Talent, Geist und Anmuth auf der Bühne sieht, wie in dem Theater, wo Fräulein G. allabendlich die Bretter ziert.“

„Sie Schmeichler,“ entgegnete Fräulein G. Herr Isidor Geiger, welcher von Marburg auch nur hauptsächlich zu dem Zweck geladen war, damit er über die Abschiedssoiree in irgend einem Blatte einen Bericht veröffentliche, blinzelte vernügt mit den Augen.

„Der Herr Doctor,“ sagte er, „ist selbst nicht unparteiisch, er ist ja selbst Schriftsteller.“

„Nur-wissenschaftlicher, lieber Herr Geiger, ich schreibe nur über mein Fach und arbeite über mein Lieblingsstudium, Naturwissenschaft. Gegenwärtig arbeite ich an einer Schrift über die Parasiten.“

„Parasiten? Was ist das,“ frug die Soubrette, der man allzu große Gelehrsamkeit nicht nachrühmen konnte.

„Schmarozerthiere, die sich überall da einnisten, wo sie Nahrung finden, und die oft den Organismus, welchen sie sich als Aufenthalt erkoren, zerstören.“

„Das muß eine schwierige Arbeit sein,“ entgegnete die Schauspielerin.

„O nein, und außerdem sehr lehrreich. Gibt es doch im socialen Leben auch solche Parasiten, welche sich überall einzunisten suchen.“

Geiger wurde etwas verlegen, er fühlte den Stich, den ihm Dr. Brandis versetzte. Er hatte eine Antwort auf der Zunge, doch wurde er verhindert, dieselbe auszusprechen, da sich die Thür öffnete und noch zwei Damen eintraten.

Die ältere war Frau von Koller, die jüngere Babette Schütz, die Schauspielerin, welche, wie wir aus der Erzählung des Dr. Brandis erfahren haben, in dessen Leben eine so hervorragende Rolle gespielt hatte.

Baron Marburg empfing die beiden Damen mit großer Aufmerksamkeit und stellte Babette den Anwesenden vor. Den Künstlern und Künstlerinnen war ihr Collegin bereits durch die Theaterzeitungen bekannt und sie begrüßten dieselbe auf das freundlichste. Brandis hatte sich in das Dunkel einer Fensternische zurückgezogen.

War es Zufall oder Absicht, Marburg führte Babette gerade nach dieser Richtung hin und sie nahm unmittelbar neben Fräulein G. Platz.

Brandis hätte gern ein sofortiges Zusammentreffen vermieden. Der Anblick des einst so geliebten Mädchens, welches er jetzt nach Jahren

als geschiedene Frau wieder sah, hatte ihn von Neuem aufgeregt. Er wollte aus der Fensterische her austreten und sich nach einem andern Theil des Salons begeben, da fielen die Augen Babettes auf ihn.

Einen Augenblick erblaßte sie, dann drang ein erstauntes Ah! über ihre Lippen.

Einige Sekunden ruhten die Blicke Beider ineinander. Wie sehr hatte sich Babette verändert, seit Brandis sie zum letzten Male gesehen. Sie war noch immer blaß wie damals, aber ihre Züge waren bedeutend ausdrucksvoller geworden. Ihr dichtes braunes Haar hing in kurzen Locken von dem Kopf. Namentlich aber auffallend schön waren ihre großen, braunen Augen.

„Sehe ich recht,“ rief sie überrascht aus, „Herr Dr. Brandis, das ist in der That ein unverhofftes Wiedersehen.“ Sie reichte ihm ihre schöne weiße Hand, die Brandis nahm.

Ihre Anrede überraschte ihn. Der Ton war ein ganz harmloser, gleichgiltiger, als habe sie nie zu dem Mann, der vor ihr stand, in näherer Beziehung gestanden. Entweder sie hatte ihn nie geliebt, oder sie konnte sich so vollständig beherrschen, daß es unmöglich war, ihre Empfindungen zu erkennen.

Dieser Gedanke war es, der Brandis durch-

blitzte und der ihm im Augenblick auch seine Fassung wieder gab.

„Es ist lange her,“ sagte er ebenfalls in scheinbar gleichgiltigem Tone, „daß wir uns nicht gesehen, ich bewundere Ihr Gedächtniß, gnädige Frau, daß Sie meiner sich überhaupt erinnern.“

Er sprach diese letzten Worte nicht ohne Bitterkeit.

„O, ich habe oft an Sie gedacht,“ entgegnete Babette, „namentlich in der letzten Zeit, wo ich Mainz besucht habe, kommen mir die Erinnerungen lebhafter denn je.“

Brandis schwieg. Sein Auge ruhte auf dem Gesicht der Sprechenden und in ihm stieg in diesem Augenblick eine Welt von Erinnerungen empor. Es war ein Glück für ihn, daß nunmehr das Souper begann.

Baron Marburg hatte das Aeußerste aufgeboten, um seine Gäste zu befriedigen. Das Souper, welches Sacher geliefert, war ausgezeichnet, die Weine noch besser.

Bald knallten die Champagnerkorker und die Trinksprüche wechselten mit einander ab.

„Ein Hoch der Liebe!“ rief Marburg aus, sein Glas Brandis zuneigend.

„Der treuen Liebe trotz aller Trennung!“ flüsterte Babette dem Doctor zu, mit ihm anstoßend.

Brandis war seiner kaum mehr mächtig. Die Gefühle seiner Jugend waren wieder erwacht, vergessen war Alles, was er gelitten, er sah das Mädchen wieder, welches zuerst ihm das Paradies der Liebe eröffnet, und er glaubte wieder, ein unsterblich Glücklicher, in diesem Paradiese zu schwelgen.

Die Gesellschaft theilte sich nach dem Souper wieder in Gruppen. Brandis bot Babette seinen Arm.

„Ich möchte so gern mit Ihnen allein sein,“ flüsterte sie ihm zu, warum mußten wir uns auch gerade zuerst in so großer Gesellschaft wiedersehen?“

Brandis hatte denselben Gedanken. Er erinnerte sich an das Cabinet, in welchem er vorhin mit Marburg sich befunden.

„Baron,“ sagte er zu diesem, der zufällig in seine Nähe gekommen, „Frau v. Schütz bewundert Ihre Einrichtung. Sie sollten ihr doch Ihre übrigen Räumlichkeiten zeigen.“

Er warf bei diesen Worten Marburg einen Blick zu, den dieser durch ein leises Kopfnicken beantwortete.

Brandis begab sich zu der Gesellschaft zurück.

Herr Isidor Geiger hatte gerade den Damen, die in seiner Nähe sich befanden, mitgetheilt, daß

er als Berichterstatter seines Blattes zu dem Concil nach Rom gehen werde.

„Am Ende lassen Sie sich dort gar befehren,“ rief Fräulein G. aus, „dann gibt es schließlich vielleicht einmal gar einen heiligen Isidor.“

Alles lachte. Nur Brandis war ernst geblieben.

Seine Gedanken waren bei Babette. Er hoffte, daß Marburg seinen Wunsch errathen habe und daß er bald zurückkommen werde, um ihm mitzutheilen, daß Babette ihn erwarte.

„Nein, Herr Doctor,“ rief eine der Damen, „so ernst wie heute habe ich Sie noch nie gesehen.“

„Der Herr Doctor denkt gewiß auch daran, nach Rom zu gehen und sich befehren zu lassen,“ sagte Fräulein G.

„Das wäre so unmöglich nicht,“ entgegnete Brandis, „ich habe mir immer drei Möglichkeiten für die Zukunft gedacht. Entweder bin ich in meinem 35. Jahre todt oder verheiratet oder Kapuziner. Im nächsten Jahre 1870 werde ich genau 35 Jahre alt.“

„Ah,“ rief Fräulein G., „dann muß es sich ja bald entscheiden; wahrscheinlich wählen Sie das Angenehmste, das Heiraten.“

„Es ist die Frage, ob der Tod nicht ange-

nehmer ist," bemerkte Baron Hönigsberg, der in der Nähe stand.

"Ungalanter Baron," entgegnete eine der Künstlerinnen, „so etwas uns Damen in's Gesicht zu sagen.“

„Ah, der Baron will damit nur sein hohes Alter motiviren. Er hat bis jetzt weder den Tod noch die Heirat finden können," entgegnete Fräulein G.

Sie hatte bei dieser Bemerkung die Lacher wieder auf ihrer Seite.

Marburg war allein erschienen und flüsterte Brandis einige Worte zu.

„Wo ist Frau v. Schütz?" frug Frau v. Koller, dieselbe Dame, in deren Begleitung Babette gekommen war, leise den Baron Marburg.

„Sie ist unwohl geworden," erwiderte ihr ebenso leise Marburg. „Sie hat Dr. Brandis gebeten, sie nach Hause zu begleiten.“

Brandis hatte in dem Cabinet Babette getroffen. Sie saß auf dem Sopha; ihre Augen waren feucht von Thränen.

Als Brandis hereintrat — er hatte, da ihm Marburg gesagt, daß er, um jede Störung zu vermeiden, die nach dem Salon führende Thür verschlossen, seinen Weg durch das Vorzimmer genommen — reichte ihm Babette die Hand.

Mit thränenfeuchten Augen sah sie ihn an.

„Sie haben durch mich viel gelitten,“ sagte sie mit sanfter Stimme.

„O,“ rief er aus, „ich habe in diesem Augenblick Alles vergessen. Ich habe nur den einen Gedanken noch, den Gedanken an das Glück, welches ich durch Sie genossen.“

Er setzte sich neben sie.

Marburg hatte einige Flaschen Champagner in das Cabinet stellen lassen.

Der Wein perlte in den Gläsern.

„Auf das Wohl unserer wiedererwachten, erneuerten Liebe,“ rief er, sein Glas hoch empor haltend.

Er umarmte sie. Jetzt konnte er seine ganze, vorher zurückgehaltene Aufregung hervorbrechen lassen. Und wie feurig erwiderte sie seine Küsse, wie zärtlich küßte sie wieder.

Es war, als ob die selige Zeit der ersten Liebe wieder über Beide hereingebrochen sei, als wenn sie zusammen verjüngt worden wären und die Zeit der Trennung, welche zwischen heute und damals lag, sei nichts als ein böser, böser Traum.

Und böse, böse Träume waren es, welche den Dr. Brandis umgaukelten, als er ungefähr zwei Stunden später daheim in seinem Bette lag.

Er war heimgekehrt aus der Soiree mit schwerem Kopfe und hatte gänzlich darauf vergessen, daß er ja bei Marburg bleiben wollte, um gleich am frühen Morgen mit ihm seine Nachforschungen nach Louise fortzusetzen.

Er hatte auch auf Louise ganz vergessen, er dachte nur an Babette.

Da lag er in seinem Bette und träumte von ihr. Sie stand im Traume vor ihm als Engel, als Göttin und neigte sich zu ihm nieder und küßte ihn auf die Stirn, aber da, als sie ihm so nahe und näher kam, erkannte er, daß es nicht Babette sei, die sich auf ihn neige, sondern ein häßlicher Unhold, der mit gierigen Zähnen seinen Schädel aufreißend ihm sein Gehirn herausriß. Er selbst aber lag wie todt da, er sah sich liegen und eine lange braune Kapuzinerkutte bedeckte seinen Körper. Er sah seine Seele emporsteigen aus diesem todtten Körper, seine Seele suchte sich aufwärts zu schwingen, aber ihre Fittige waren gebrochen. Da schwebte ein lichter Geist hernieder und es war ihm, als ob sein Schlafzimmer von einer wundervollen, himmlischen Musik angefüllt sei. Ein goldenes Flügelpaar glänzte und der rettende Engel von oben nahm seine Seele und trug sie aufwärts. Da sah er deutlich, daß dieser Engel die Züge seiner geliebten Louise trug und im Aufwärtsschweben sah er unten den

Dämon kauern, der ihn getödtet und es war ihm, als trüge der Unhold die Züge des Weibes, welches ihn einst verrathen und an deren Brust er heute Nacht wieder geruht.

Er erwachte. Kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper. Er hatte seinen Namen rufen hören.

„Louise“, sagte er im Erwachen.

Sein Kopf war so schwer, sein Auge so trübe.

Er hörte wieder seinen Namen rufen und klopfen.

Sein Diener schien einen eisernen Schlaf zu schlafen.

Er sprang selbst aus dem Bette und ging hinaus, um das Vorzimmer zu öffnen.

Es war der Schriftsteller Gottsleben, der eintrat.

„Gott sei Dank, Herr Doctor, daß ich Sie finde. Ich habe lange suchen müssen. Dejeune hatte mir eine ganz andere Adresse angegeben.“

„Was ist's, was gibt's,“ frug Brandis „kommen Sie herein, damit ich mich etwas ankleiden kann.“

„Fort sind sie, fort, Beide, Vater und Tochter!“ antwortete Gottsleben.

„Was, was,“ frug Brandis, der immer noch nicht recht sich gefaßt hatte.

Nun, der Musiker Weninger und seine Tochter

Louise. Thut der alte Spitzbube gestern ganz erbärmlich, als wisse er nicht, wo seine Tochter sei. Gestern Abends aber gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr kommt das Fräulein mit einem Herrn. Zufällig sehe ich sie die Treppe heraufkommen. Ich habe nun mich an die Hausthür gestellt. Kaum eine Stunde war vorüber, kommt der alte Weninger mit ihr und dem Herrn herunter, einen Reisefack in der Hand. Ich drücke mich bei Seite. Er sieht mich aber doch."

"Leben Sie wohl, Herr Gottsleben, leben Sie recht wohl," sagt er und gab mir die Hand.

"Nun, wohin geht es denn," frage ich ganz erstaunt, „da haben Sie ja Ihr Fräulein Tochter wieder gefunden.“

"Meine Tochter hat ein Engagement nach Bukarest angenommen und ich auch. Wir reisen heute Nachts noch ab.“

Ich stehe wie versteinert.

"Da sagt der Herr, der mit ihr ging, es war so ein langer, abschreckend häßlicher Kerl: Eilen wir, sonst versäumen wir zu viel.“

„Nun“, sage ich, „Fräulein Louise, soll ich Niemanden grüßen?“

"Nein“, sagte sie kurz und ging weiter.

"Ich stehe sprachlos da als Salzsäule, wie Lotts Weib, bis der Hausmeister kommt und mir sagt, die Leute hätten ihm den Schlüssel

gegeben und einen Brief an die Hanni, falls die komme.“

„Ich eilte nun hinaus nach Penzing zu Dejenne. Wir haben nun beide die Nacht hindurch Sie, Herr Doctor, gesucht, konnten Sie aber nicht finden. Erst gegen Morgen erfahren wir, daß Ihre eigentliche Wohnung hier sei, Sie waren aber auch hier noch nicht zu Hause.“

„Ich bin nur froh, daß ich jetzt wenigstens Sie getroffen. Vielleicht finden wir sie noch am Dampfschiff. Denn heute Nacht können sie nicht gefahren sein. Das Dampfschiff geht um 6 Uhr ab, jetzt ist es $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr. Wenn Sie sich beeilen, kommen wir noch zurecht.“

Diese letzten Worte weckten Brandis aus seiner dumpfen Betäubung.

Er eilte hinein in das Schlafzimmer und kleidete sich an.

Dann gingen Beide wie im Sturmschritt die Treppe hinab.

„Einen Wagen, einen Wagen,“ rief Brandis. Es war keiner zu sehen.

Sie mußten die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen. Kurz vor dem Landungsplatz des Dampfers schlug es sechs Uhr.

Es war Brandis, als wenn jeder der Glockenschläge einen Theil seines Lebens zertrümmere.

Als sie vor dem Dampfschiffahrtsgebäude

athemlos ankamen, dampfte das Schiff schon vorwärts.

Mit verschwimmenden Augen, fast ohne jedes Bewußtsein, sah Brandis eine Dame auf dem hinteren Theile des Dampfers stehen. War es Louise? War sie es nicht?

Er konnte es nicht unterscheiden.

Er stand da wie gelähmt, todtenbleich, den Mund fest zusammen, die Augen weit geöffnet, die Hände mechanisch dem Dampfer nachstreckend, als wolle er ihn festhalten.

Gottsleben sah ihn an. „Kommen Sie, Herr Doctor, kommen Sie, es ist zu spät. Fahren wir nach,“ fuhr er fort, als er sah, daß Brandis sich nicht rührte.

Er nahm einen Fiaker. Willenlos ließ Brandis sich von ihm in denselben hineinsetzen.

Gottsleben ließ den Kutscher zunächst nach der Wohnung des Dr. Brandis fahren. Dort, meinte er, könne man ja überlegen, was zu thun sei.

Brandis antwortete nicht. Als sie in der Wohnung ankamen, übergab der Diener dem Doctor zwei Briefe.

Ein Bedienter habe sie gebracht aus einem Hotel.

Mechanisch öffnete Brandis den einen und las ihn. Seine Augen flammten auf einmal auf,

seine Faust ballte sich. Eine dunkle Röthe, dann eine erschreckende Blässe flogen über sein Gesicht. Dann stürzte er lautlos, bewußtlos zusammen.

Siebentes Capitel.

Frauenliebe.

Baron Hornay saß sehr mißmuthig in seinem Zimmer. Sein Anwalt, der sein Vermögen verwaltete, war mit einer beträchtlichen Summe, aus dem Ertrag der Güter und aus einem Capital, welches er als Hypothek auf die Güter aufgenommen, flüchtig geworden. Der Baron war ruinirt, denn sobald seine zahlreichen Gläubiger den Fall erfuhren, war es sicher, daß sie, um wenigstens Etwas zu retten, den Verkauf der Güter veranlassen würden. Dann blieb dem Baron nichts übrig und er war darauf angewiesen, von seiner Arbeit zu leben, was für ihn um so schwerer war, da er, außer dem für seine Stellung als Husarenofficier Nothwendigen, nichts gelernt hatte. Der Schlag traf Hornay um so härter, als er bereits um seine Entlassung aus dem Militär nachgesucht hatte und jeden Tag auf seinen Abschied wartete.

Er hatte seinen Anwalt beauftragt, das Geld aufzunehmen und ihm nach Wien zu senden. Er beabsichtigte, so lange Gisela und Corinna in Wien blieben, ebenfalls dort zu sein, dann aber überall hin, wohin Corinna sich begeben würde, ihr zu folgen. Seine Güter wollte er später verpachten und von dem Pacht theils seine Schulden allmählig zahlen, theils die Kosten decken, welche ihm das Leben in der Nähe Corinna's verursachen würde.

Alle diese Hoffnungen waren nunmehr wie mit einem Schlage vernichtet und er stand vor einer düsteren, trostlosen Zukunft. Mit überraschender Schnelle brach das Unglück über ihn herein.

Er saß da, in trübes Sinnen versunken und ging in Gedanken die etwaigen Werthsachen, welche er besaß, da er in diesem Augenblick nicht einen Kreuzer besaß, durch, um diejenigen zu bestimmen, welche er verkaufen oder wenigstens versetzen konnte, damit er wenigstens für den nächsten Tag von dem drohenden Mangel geschützt war. Von dem Hofrath von Treuenfels konnte Hornay keine Hilfe erwarten. Der Hofrath war, nach dem stattgefundenen Ministerwechsel, plötzlich pensionirt worden. Man sprach von allerlei Unregelmäßigkeiten, welche in seinem Departement vorgekommen sein sollten

und der Hofrath hatte es nur seiner langen, tabellosen Dienstzeit und vielleicht auch der Gönnerschaft einflußreicher Personen zu verdanken, daß keine Disciplinaruntersuchung gegen ihn eingeleitet wurde.

Die Freunde des Hofraths aus der Finanzwelt ließen natürlich denselben sofort fallen und er mußte noch froh sein, daß Festheim ihm die gefälschten Wechsel zurückgab, so daß er diese vernichten konnte. Jetzt, wo ihn die Herren Finanzbarone nicht mehr brauchen konnten, kümmerten sie sich nicht mehr um ihn und doch war gerade seine Absetzung denjenigen Handlungen zuzuschreiben, welche Treuensels im Interesse der „Gründer- und Börsenmatadore begangen.

Das Schlimmste für den Hofrath war, daß er selbst an der Börse spekulirte und bei dem Rückgang der Course, welche im Herbst 1869 eintrat, sein ganzes, während der Gründungs-epoche gewonnenes Vermögen wieder verloren hatte.

Er war somit mit seiner ganzen Familie auf die ihm zustehende Pension allein angewiesen und es mußten daher in dem Haushalt, der in der letzten Zeit viel glänzender geführt worden war, als früher, beträchtliche Reductionen eingeführt werden. Die Wohnung in der Operngasse hatte

der Hofrath aufgeben müssen, und war hinaus in eine kleine Wohnung auf die Wieden gezogen.

Elisens baldig bevorstehende Heirat war noch die schönste Hoffnung des gramgebeugten Mannes, der natürlich nicht ahnte, daß Hornay nicht daran dachte, Elise zum Altar zu führen.

Hornay hätte jetzt, nachdem er seine Güter verloren geben mußte, wenn der Hofrath noch in seinen früheren Verhältnissen sich befunden hätte, Ernst gemacht, so aber, da er auf gar nichts rechnen konnte, sagte er sich selbst, daß er unmöglich eine Frau ernähren könne. Der Gedanke an Elisen tauchte überhaupt nur flüchtig bei dem Baron auf, der Verlust seiner Güter schmerzte ihn viel mehr deshalb, weil dadurch seine Pläne in Bezug auf Corinna zu nichte gemacht worden waren.

In dieser Beziehung wußte er sich gar keinen Rath. Hatte er in diesem Augenblick nicht einmal eine bestimmte Ahnung, wovon er leben sollte, wie konnte er denn denken, sich dem Mädchen mehr zu nähern, von dem er voraussetzen mußte, daß es nichts besaß und daß es mit Gisela zusammen reisen würde. Woher nun die Mittel nehmen, um ihr zu folgen?

Das war ein Räthsel, dessen Lösung Hornay nicht gewachsen war.

Wieder war es Elise, welche ihn in seinem Sinnen störte.

Seitdem ihr Vater pensionirt worden war, hatte Elise die Besorgung des ganzen Hauswesens auf sich genommen, da der Hofrath nicht mehr in der Lage war, mehr als ein Dienstmädchen zu halten. Elise war unermüdlich thätig und suchte zu sparen, wo nur immer möglich. Sie war gerade im Begriff, nach dem Markmarkt zu gehen, konnte es aber doch nicht unterlassen, wenn auch nur auf wenige Minuten, dem Geliebten einen Besuch zu machen.

Dem Baron war in diesem Augenblick, wie meistens, Elisens Besuch sehr lästig. Doch zwang er seinen Unmuth, er hatte sich schon so daran gewöhnt, die Liebe Elisens als eine unwillkommene Last zu tragen, daß ihm die Verstellung gar nicht mehr schwer fiel.

Jetzt ist übrigens die Gelegenheit zum Bruch da, dachte er sich, wie sie willkommener nicht sein kann.

Elise bemerkte die Wollen auf der Stirn ihres Geliebten.

„Was fehlt Dir, Fritz,“ fragte sie theilnehmend, „warum bist Du so traurig.“

Statt der Antwort reichte ihr Hornath schweigend den Brief, den er erhalten und in welchem ihm die Flucht seines Anwalts angezeigt wurde.

Elise las. Einen Augenblick durchlief ein Zittern ihren Körper, doch die vielen Schicksalsschläge, welche das arme Mädchen schon erduldet hatte, waren für sie eine Stählung ihrer Kraft und ihres Willens gewesen. Rasch faßte sie sich.

„Nun und was ist da zu thun?“ frug sie.

Diese Frage hatte Hornah nicht erwartet und er war auch am Wenigsten in der Lage, sie zu beantworten.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete er barsch, nichts ist da zu thun. Ich bin ein armer, ruinirter Mensch, habe nichts als Schulden, weiß nicht, wovon ich heut' oder morgen leben soll. Ich begreife nicht, wie Du das nicht einsehen kannst.“

„Nein,“ sagte Elise, „das sehe ich auch nicht ein. Sieh Fritz,“ sagte sie mit leuchtenden Augen und schlang, obwohl er sie abwehrte, ihre Arme um seinen Hals, „ich habe Dich geliebt, ohne Dich zu fragen, ob Du mich heiratest oder nicht. Erinnerst Du Dich,“ setzte sie erröthend hinzu. „an unseren ersten Spaziergang in den Prater. Damals kannte ich Deine Verhältnisse gar nicht und liebte Dich doch. Glaubst Du vielleicht, daß ich jetzt nach zwei Jahren Dich weniger liebe als damals?“

Hornah erwiederte nichts, er schwieg.

„Nein, gewiß,“ fuhr Elise eifriger wieder fort, „das glaubst Du nicht. Du weißt, daß ich Dich heute viel mehr liebe als damals. Nun sieh’, uns geht es jetzt auch schlecht, und wir helfen uns doch. Du mußt nur den Muth nicht verlieren, lieber Fritz, es wird sich schon für Dich irgend eine Anstellung oder sonst etwas finden lassen. Ich bin mit Allem zufrieden, wenn ich nur weiß, daß Du mich lieb hast.“

Hornay schüttelte mit dem Kopf. „Das geht nicht,“ sagte er.

„Gewiß, das geht,“ rief Elise, „für die nächste Zeit helfe ich Dir. Ich habe mir heimlich Geld gespart, wofür ich mir zur Ausstattung allerlei Kleinigkeiten kaufen wollte. Das lasse ich jetzt bleiben und gebe das Geld Dir, damit Du nicht in Verlegenheit kommst. Dann wollen wir schon weiter sorgen.“

Sie zog ein kleines Geldtäschchen hervor, das sie bei sich trug.

„Ich kann Dir heute nur zwanzig Gulden hier lassen, mehr habe ich nicht bei mir, ich habe es zu mir gesteckt, weil ich etwas kaufen wollte. Nimm es, Fritz, ich bitte Dich, nimm es, wenn Du mich lieb hast,“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Hornay mit der Hand abwehrend das Geld von sich schob.

Hornay war in peinlicher Verlegenheit. Es

widerstrebte seiner Gutmüthigkeit, Elisen zu verletzen, anderseits sträubte sich sein Charakter dagegen, von ihr Geld anzunehmen, namentlich in einem Augenblicke, wo er sich mit dem Gedanken trug, für immer sich von ihr loszusagen.

Doch endlich überlegte er sich, es sei besser, Elisen zu schreiben. In den Brief, so nahm er sich vor, wollte er das Geld hineinlegen und ihr wieder zurückschicken.

Er nahm daher die Banknoten und steckte sie in die Tasche.

„Du bist viel zu gut für mich,“ sagte er zu Elisen und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Doch das Mädchen war gerade jetzt erst, nachdem es das Geld genommen, ganz glücklich.

„Lieber Fritz,“ rief Elise aus, „gerade jetzt, wo ich weiß, daß Du so arm bist wie ich, bist Du mir erst recht theuer geworden. Jetzt wollen wir recht fleißig sein und arbeiten, Du wie ich, und es wird auch gehen.“

Sie küßte wiederholt Hornay, der es stillschweigend duldete.

„Nun aber ist es Zeit, daß ich fortgehe,“ sagte sie endlich. „Es wird sonst zu spät, bis ich nach Hause komme.“

Sie umarmte den Geliebten nochmals, dann verließ sie seine Wohnung.

Sie war nie so glücklich gewesen, denn jetzt

erst fühlte sie sich stolz darauf, zu leiden und der Liebe Opfer zu bringen, damit der Geliebte nicht leide.

Hornay war in Gedanken versunken zurückgeblieben. Es regte sich sein besseres Gefühl sehr stark in ihm und er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er das arme Mädchen so betrog.

Doch dann kam wieder der Gedanke an Corinna mit dämonischer Gewalt über ihn und er setzte sich hin, um den beschlossenen Absagebrief an Elise zu schreiben und ihr das soeben erhaltene Geld zurückzusenden.

Doch er wurde unterbrochen.

Die Schicksale des Menschen werden oft von sehr geringfügigen Kleinigkeiten bestimmt. Dieses Mal war es ein kleiner böhmischer Schusterjunge, der in das Leben des schönen, eleganten Fußarenrittmeisters bestimmend eingriff. Es brachte ihm derselbe ein Paar Stiefeletten, welche er seinem Meister zum Auflegen neuer Sohlen zugeschickt hatte. Hornay's Privatdiener war nicht anwesend und der Baron mußte die Stiefeletten selbst in Empfang nehmen.

Der kleine Lehrjunge, der wahrscheinlich von seinem Meister vermittelt des Knieriemens daran gewöhnt worden war, nie die Arbeit ohne Bezahlung abzuliefern, machte, nachdem Hornay die

Stiefeletten ihm abgenommen, durchaus keine Miene, sich zu entfernen, sondern blieb ganz ruhig, den Officier mit großen Augen ansehend, an der Thür stehen.

„Was willst Du noch“, frug Hornay den Lehrbuben, als er bemerkte, daß dieser sich nicht entfernte.

„Schustemaste hot sogt, drei Gulden kufst,“ sagte der Bube in dem Dialekt, in welchem die Kinder Ozechiens das Deutsch zu radebrechen pflegen.

Hornay griff in die Tasche. Er hatte kein anderes Geld als dasjenige, was ihm Elise dageslassen. Er nahm drei Gulden davon und legte sie dem Buben auf den Tisch. Dieser entfernte sich vergnügt pfeisend und mit seinen Pantoffeln klappernd.

„Ich werde das Geld im Laufe des Tages ergänzen“, sagte Hornay beschwichtigend zu sich selbst „und dann schreibe ich den Brief doch.“

Der ganze Vorgang hatte ihn aber so verstimmt, daß er das Briefpapier und Schreibzeug wieder zusammenpackte und sich anzog, um einen Kameraden aufzusuchen, bei dem er sich Rath's erholen wollte.

Gisela hatte veranlaßt, daß Graf Victor von Westphalen in das Hotel Munsch, in ihre Wohnung gebracht werde. War sie auch in ihrem Leben nie mit ihm in nähere Berührung gekommen, ja hatte sie sogar eine doppelte Abneigung gegen ihn, seiner katholischen und feudalen Gesinnung wegen, sowie des Umstandes wegen, daß durch das uns bekannte Familienstatut gerade Graf Victor derjenige war, dem im Falle ihrer Verheirathung mit einem Protestanten ihre Güter zufallen sollten, so sah sie doch in dem Augenblick, wo sie ihn verwundet auf dem Friedhofe fand, in ihm nur den hilflosen Verwundeten und Verwandten, und deshalb beschloß sie, ihm alle Pflege angedeihen zu lassen, die in ihren Kräften stand.

Sie ließ sofort einen der ersten Aerzte Wiens holen, damit sie die Beruhigung habe, daß Alles aufgeboten werde, um den Grafen zu retten.

Gisela und Corinna theilten sich in die Wartung und Pflege des Grafen.

Es vergingen mehrere Tage, bevor derselbe aus seiner durch den Blutverlust entstandenen Bewußtlosigkeit erwachte, und dann brach ein heftiges Wundfieber aus, welches, wie es bei der Gemüthsaufregung, in welcher der Graf im Augenblick seiner Verwundung sich befand, wohl ganz natürlich war, in ein Nervenfieber überging.

Eine eigenthümliche Erscheinung war es, welche verschiedenen Wirkungen die Anwesenheit der beiden Mädchen auf den Kranken machte. Schlug er die Augen auf und er sah in Corinna's Gesicht, so ging ein sanfter, schmerzlicher Ausdruck über sein Gesicht, sah er dagegen Gisela, so war es, als ob ihm der Anblick derselben Schmerz bereite und er versuchte es sogar, so weit es seine Kräfte erlaubten, abwehrende Bewegungen zu machen.

Gisela begriff dies nicht, denn sie war sich nicht bewußt, jemals in ihrem Leben die Abneigung des Grafen provocirt zu haben.

Doch hinderte sie die gemachte Entdeckung nicht, dem Grafen nach wie vorher die größte Sorgfalt zuzuwenden und ihm ganze Nächte ihres Schlafes zu opfern, um an seinem Bette zu wachen.

Sie empfand ein stilles, unbeschreibliches Glück, als endlich die Krise nahte und der Kranke diese glücklich überstand.

„Nun ist wenigstens die Gefahr vorüber“, sagte der alte Professor, am Krankenbette zu Gisela, „aber wir haben noch einen harten Strauß mit der Krankheit auszufechten, bis sie gänzlich weichen wird. Ein Glück für uns ist die kräftige Natur des Herrn Grafen, die wird ihm weiter helfen, aber mit seinem Lieblingswunsch,

päpstlicher Zuave zu werden, ist es vorbei, denn ehe er so weit genesen ist, um Soldat sein zu können, wird wohl die ganze Geschichte in Rom ausgespielt haben. Ist auch besser für ihn, wenn er sich für die faule Pfaffenwirthschaft nicht aufopfert."

Gisela lächelte bei diesen Worten des durch seine Verbtheit und seinen Freisinn bekannten Mediciners.

"Ich stimme Ihnen vollständig bei, Herr Professor," erwiderte sie, „aber fürchten Sie nicht, daß die Vereitlung dieses seines Lieblingswunsches von nachtheiligen Folgen für die Genesung des Kranken sein wird.“

„Hm! Möglich wäre das allerdings; Sie müssen nun, Durchlaucht, ihn so lange er noch bettlägerig ist, in seinem Wahne lassen und erst später wollen wir versuchen, ihm vernünftige Ansichten beizubringen. Bei dem Herrn Grafen," fuhr der erschienene Arzt fort, „ist nicht bloß der Körper, sondern auch die Seele krank, und wenn möglich, müssen wir diese auch zu curiren suchen. Durchlaucht waren hier in der schwersten Zeit am Krankenbett eine so treue Verbündete und Gehilfin für mich, daß Sie mir auch nach dieser Richtung hin Ihren Beistand leihen müssen.“

„Ich fürchte, meine Kräfte werden dazu nicht ausreichen," entgegnete die Prinzessin.

„O gewiß, Durchlaucht, wir müssen zunächst auf seine Ideen eingehen und dann allmählig Anderes ihm beibringen. So gemüthsranke Leute muß man behandeln, wie rohe, zerbrechliche Eier. Ich glaube, nach dieser Richtung hin könnte der Herr Graf keine besseren Aerzte finden, als Sie, Durchlaucht, und das andere Fräulein.“

Der Professor verabschiedete sich nach diesen Worten von der Prinzessin.

Gisela blieb bei dem Kranken allein zurück. So bleich und abgemagert auch Graf Victor geworden war, so zeigten seine Züge doch immer noch Spuren der einstigen Schönheit, die vor mehreren Jahren den jungen Grafen zu einem der gefeiertsten Cavaliere Wiens gemacht hatte.

Gisela betrachtete schweigend das edel geschnittene Gesicht. Sie erinnerte sich dabei an alles das, was sie von dem Grafen gehört. Sie wußte, daß er bis zu dem Tode Kathi's als leichtsinniger reicher Cavalier nach Art der jungen Leute seines Standes in den Tag hinein gelebt hatte; die Art und Weise aber, wie er seit Kathi's Selbstmord, von dem Gisela annahm, daß der Graf ihn verschuldet habe, während wir recht gut wissen, daß dies nicht der Fall war, dafür selbst gebüßt, hatte stets auf sie einen guten Eindruck gemacht, denn wenn sie auch durchaus die katholische, ultramontane Selbstkasteiung und seinen

Tieffinn, seine ultramontanen Pläne u. s. w. nicht billigte, so lag doch darin ein Ernst und eine Charakterfestigkeit, die ihr um so mehr imponirte, je seltener sie dieselben Eigenschaften bei jungen Leuten von dem Stande des Grafen Victor gefunden.

Unwillkürlich kam ihr dabei Baron Hornay, ihr ehemaliger Verlobter in den Sinn. Sie hatte unmittelbar nach ihrer Ankunft in Wien, wie wir wissen, genaue Erkundigungen über Baron Hornay eingezo-gen und hatte bis in die kleinsten Details Alles erfahren, was über seinen Lebenswandel bekannt war. Sie schrieb das Abbrechen der Correspondenz mit ihr lediglich der Untreue Hornay's zu, während, wie wir wissen, ursprünglich Hornay eine Art Unbehagen in dem Bewußtsein, daß die Ehe mit ihr für Gisela von materiellem Nachtheile sein werde, empfunden und dieses das Motiv für ihn geworden war, den Briefwechsel zu suspendiren. Namentlich aber verdammt Gisela auf das Entschiedenste Hornay's Verhältniß zu Elise von Treuenfels. Wie wir wissen, hatte sie in der Familie des Ministers Giskra die Bekanntschaft Elisens gemacht, und hatte bald die besten Charaktereigenschaften an dem jungen Mädchen entdeckt.

Natürlich verschwieg sie Elisen, daß sie zu Hornay in irgend einer Beziehung gestanden,

war aber um so mehr über die Falschheit des Rittmeisters empört, daß er zu einer Zeit, wo sie von ihm noch Briefe voll heißester Liebesbetheuerungen empfing, das Verhältniß mit dem jungen Mädchen begann.

Gerade auf ihre Veranlassung hatte Corinna, die für Gisela, wie wir wissen, mehr Freundin als Untergebene war, ihr kokettes Spiel mit Hornay begonnen um durch eine gründliche Abstrafung den leichtsinnigen Schmetterling ein für alle Mal zu kuriren.

Gisela war sich allmählig klar geworden, daß kein Gefühl von Liebe mehr in ihrem Herzen zu Hornay lebte, sie war aber fest entschlossen, Elisen, welche sie als Freundin herzlich liebte, eine ähnliche und in diesem Fall viel bitterere Kränkung zu ersparen, wie ihr von Hornay zugesügt worden war.

Sie hielt so genaue Verbindungen mit Ungarn, daß sie über Hornays Vermögensverhältnisse bis auf das Kleinste informirt war und das Geld, welches, wie wir wissen, Hornays Anwalt auf dessen Güter aufgenommen und welches derselbe veruntreut hatte, war indirect aus Gisela's Cassé geflossen, ohne daß Hornay oder dessen Anwalt eine Ahnung davon gehabt hätten.

Sie war auch entschlossen später ihm zu helfen und ein Arrangement mit seinen Gläubigern zu

bewirken, aber nur dann, wenn er bewiese, daß er durch eigene Kraft sich eine, wenn auch immerhin bescheidene Existenz und Stellung verschaffen könne und wenn er ernstlich die Absicht habe, sein bisher an Elisen begangenes Unrecht durch eine Heirat gut zu machen. Im andern Fall dagegen wollte sie alles aufbieten, um Hornay für alle Zukunft zu verderben.

Unmittelbar nachdem sie die Nachrichten der Flucht von Hornay's Anwalt und damit von dessen Ruin erfahren, hatte sie mit Corinna eine letzte, strenge Prüfung Hornay's verabredet. Wenn er jetzt, nach diesem Schlag, der ihn getroffen, sich nicht aufrichtete und einen andern Lebenswandel einschlug, so sollte, ohne Erbarmen, über ihn die Strafe hereinbrechen.

Dies waren die Gedanken, welche Gisela bewegten, als sie an jenem Tage, nachdem der Arzt sie und den Kranken verlassen, am Krankenbett des Grafen Victor stand.

Plötzlich schlug der Kranke die Augen auf und schaute sie an. Wieder zuckte der schmerzliche Ausdruck über sein Gesicht. Dann aber öffneten sich seine Lippen und leise sagte er.

„Bete, bete, für mich und für Kathi!“

Gisela kniete nieder, faltete die Hände und bewegte, um den Wunsch des Kranken zu erfüllen, die Lippen. Sie wußte zwar wohl von ihrer

Kindheit her noch einige Bruchstücke von Gebeten auswendig, jedoch ein vollständiges Gebet war ihr nicht mehr im Gedächtniß. Seit Jahren hatte sie sich aus Ueberzeugung derlei religiöse Uebungen abgewöhnt, das letzte Mal, daß sie einer religiösen Ceremonie beiwohnte, war die Einsegnung der Leiche ihres Vaters gewesen, aber auch dabei hatte sie sich lediglich ihrem natürlichen Schmerz überlassen und sich um die religiösen Ceremonien wenig gekümmert.

Dem Grafen Victor genügte jedoch dieses scheinbare Beten nicht.

„Laut,“ sagte er, „ich höre nichts, ich will mitbeten. Sie haben keinen Rosenkranz.“

Dieser Wunsch des Kranken brachte nun Gisela vollends in Verlegenheit, denn einen Rosenkranz besaß sie in der That nicht.

Sie erhob sich. „Ich werde einen Rosenkranz herbei holen,“ sagte sie.

In diesem Augenblick trat Corinna ein.

Es war Gisela dieses Erscheinen ihrer Gesellschafterin mehr als angenehm, denn sie konnte nunmehr sich entfernen. Sie flüsterte leise Corinna den Wunsch des Grafen zu.

Doch sie wurde unterbrochen.

So laut als es seine Kräfte erlaubten, rief der Graf:

„Hinweg, Hinweg! was willst Du. Ich bin unschuldig an Deinem Tod.“

Es war, als wenn das Fieber wieder mit erneuerter Kraft zurückkehren wollte.

Corinna trat ruhig an das Bett.

Ihre großen dunklen Augen richteten sich auf das Gesicht des Leidenden.

„Sie irren, Graf,“ sagte sie mit ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme, „es ist kein Gespenst, was vor Ihnen steht. Ich bin nicht Kathi, aber ich weiß, daß Sie unschuldig sind und daß Kathi droben im Himmel Ihnen längst verziehen.“

Der Kranke hatte, als Corinna zu ihm sprach, ganz still gelegen. Er verstand deutlich jedes ihrer Worte. Es war, als ob das junge Mädchen eine Art magnetischer Einwirkung auf ihn ausübe.

Ein seliges Lächeln verklärte sein Gesicht.

„Dank, Dank,“ hauchte er leise. Dann schloß er die Augen.

Die Aufregung war eine zu große gewesen, die Schwäche übermannte ihn wieder und bald schlief er sanft ein.

Gisela und Corinna blieben im Krankenzimmer und Corinna erzählte Gisela, daß sie Hornay flüchtig gesprochen.

„Ich habe ihm ein Rendezvous gegeben,“ fügte sie hinzu, „doch ist mir unterwegs ein Plan in den Sinn gekommen, der mir zweckmäßiger erscheint und den wir ausführen wollen.“

Achtes Capitel.

Die Todten stehen auf.

Baron Meding gehörte zu jenen zähen Naturen, welche ein einmal begonnenes Spiel nie aufgeben, selbst dann nicht, wenn es allen Anschein hat, daß die Partie für sie verloren ist.

Sein Attentat auf den Fleischselcher Wolf war gelungen. Er hatte die Papiere, welche für ihn so wichtig waren, in seinen Besitz bekommen, aber die unmittelbar darauf gegen ihn eingeleitete Untersuchung hatte ihn gehindert, diese Papiere zu produciren. Er hatte sich damit begnügen müssen, dieselben vorläufig hinaus nach Norddeutschland zu senden, um günstigere Zeiten, welche ihm einen Gebrauch gestatten würden, abzuwarten.

Seine Verhaftung war für ihn besonders deshalb sehr unangenehm geworden, weil dieselbe seine Beziehungen zu der preussischen Gesandtschaft vollständig durchschnitten hatte. Welchen

Werth auch die preußische Regierung darauf legen mochte, daß die umfangreichen Domänen der Grafen Westphalen in die Hände einer armen protestantischen Seitenlinie des Hauses kommen, so daß in dem oppositionellen, der Berliner Regierung nicht gerade freundlich gesinnten streng katholischen Adel Rheinlands und Westphalens eine große Lücke gerissen wurde, so konnte man doch nicht die Interessen eines Mannes offen vertreten, der einen derartigen Conflict mit dem Strafgerichte gehabt hatte und einer gerichtlichen Verhandlung nur wegen Mangel an Beweisen entgangen war.

Auf eine geheime Unterstützung seiner Pläne jedoch glaubte Meding immer noch rechnen zu können.

Die verzweifelte Situation, in welcher er sich befand, hatte ihn veranlaßt, unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß den Mordanfall auf den Grafen Westphalen zu veranlassen und selbst zu leiten, um des Erfolges sicher zu sein.

Er hatte sich auch diesmal verrechnet. Holding hatte den Grafen nicht getödtet, und ihm und seinen beiden Spießgesellen, dem schwarzen Pepi und Knauer, war es auch nicht möglich gewesen, die Unthat zu vollenden. Das einzige Glück war, daß die vier Verbrecher von Nie-

mandem gesehen und erkannt worden waren. Wohl lenkte sich wieder der Verdacht auf sie, da der Mordversuch wieder im Zusammenhang mit den Papieren zu stehen schien, welche seinerzeit bei dem Fleischselcher Wolf gestohlen worden waren, aber die Nachforschungen der Polizei stießen gleich beim Anfang auf den Umstand, daß es den vier Verdächtigen gelang, nachzuweisen, daß sie zu derselben Zeit sich in der inneren Stadt befunden hatten. Es war dies lediglich durch den Zufall möglich, daß Baron Hornay unmittelbar, nachdem Meding und seine Genossen auf verschiedenen Wegen einzeln nach der Stadt geeilt waren und sich auf dem Stephansplatz wieder zusammengefunden hatten, Meding begegnet war.

Hornay wurde als Zeuge darüber vernommen und er, der, wie wir wissen, von materiellen Sorgen um seine Zukunft gedrückt war, hatte sich in dem Glauben befunden, diese Begegnung habe um fast eine Stunde früher stattgehabt, als es in der That war. Die bestimmte Aussage Hornay's rettete aber doch Meding vor einer erneuten Untersuchung, namentlich als dann noch die Aussagen Gisela's und des Todtengräbers hinzukamen, die in dem Dunkel des Abends die von ferne verschwindenden Personen nicht erkannten und auch eine Personenbeschreibung abgaben, welche auf keine der Vier paßte.

Immerhin war aber Medings Lage eine verzweifelte. Er hatte unmittelbar nach dem Mordanfall mit Knauer und Holding Wien verlassen und sich zunächst nach der Türkei begeben wollen. Er hatte zu diesem Zweck sich auch eine Anstellung bei dem Bau der türkischen Bahnen verschafft, doch wurden alle diese Hoffnungen durch die neue gegen ihn angestrengte Untersuchung zerstört. Seine Geldmittel gingen zu Ende, denn auch seine Beziehungen zu dem Fürsten Zarewsky, welche noch bisher für ihn eine Geldquelle gebildet hatten, waren ebenfalls zerstört.

So ging er eines Abends, im Anfang des December 1869, zweck- und planlos auf der Ringstraße spazieren. Da begegnete ihm ein alter Bekannter. Es war ein Pole, Latowsky, den er seit Jahren nicht gesehen.

Nach den ersten Begrüßungen und den Fragen über den seitherigen Aufenthalt ging man zur Besprechung der Zukunft über.

„Ich muß nach Paris,“ sagte Latowsky, „es steht fest, daß im Frühjahr der längst erwartete Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbricht. Polen wird dabei nicht unthätig bleiben. Die Emigration wird wie immer an der Seite Frankreichs kämpfen.“

„Ich glaube an den Krieg nicht!“ entgegnete Meding.

„Dann irrst Du,“ entgegnete ihm der Pole, „ich habe bereits mein Patent als Capitän in der von dem Fürsten Zarewsky zu gründenden polnischen Legion in der Tasche.“

Diese Neuigkeit war für Meding von sehr hohem Werth. Sobald als es geschehen konnte, verabschiedete er sich bei seinem Freunde unter dem Versprechen, ihn baldmöglichst wiederzusehen, dann eilte er nach der preussischen Gesandtschaft.

Trotz der vorgerückten Abendstunde gelang es ihm, da er angab, eine sehr wichtige Mittheilung zu machen, von dem Gesandten selbst empfangen zu werden.

Die Aufnahme, welche General v. Schweinitz ihm angedeihen ließ, war jedoch eine auffallend kühle. Er dankte dem Baron für seinen guten Willen, erklärte jedoch ganz trocken, daß die Mittheilung für ihn sehr wenig Werth habe, da seine Regierung von allem, was in Frankreich in Bezug auf Rüstungen geschehe, sehr genau informiert sei.

Meding hätte gern sein Gespräch mit dem Gesandten noch weiter fortgesetzt, doch gab dieser ihm leise zu verstehen, daß seine Zeit gemessen sei und so blieb dem Baron nichts Anderes übrig, als das Gesandtschaftshotel wieder zu verlassen.

Er war gerade im Begriff, über den Graben nach der Wollzeile zu gehen, um den soeben bei

der preußischen Gesandtschaft mit so wenig Erfolg gekröntem Besuch bei der russischen zu wiederholen, da begegnete ihm Knauer in der größten Aufregung.

„Gott sei Dank, daß ich Dich treffe,“ rief ihm dieser entgegen, „wir müssen uns retten, sonst ist Alles verloren.“

„Was ist's, was ist's?“ frug Meding erschrocken.

„Nun, die Gernerth ist vor einer halben Stunde verhaftet worden. Den Grund weiß ich nicht, aber es kann kein anderer sein, als der, daß man uns auf der Spur ist und sich des Frauenzimmers als wichtigster Zeugin versichern will.“

Meding war wie erstarrt. Der Schlag traf ihn ganz unvorbereitet.

„Retten,“ sagte er, „da ist keine Rettung möglich. Hast Du Geld, ich habe keines.“

„Du mußt welches verschaffen, Du hast Verbindungen, Bekanntschaften, Dir kann es nicht fehlen, aber rasch, rasch muß es sein.“

„Unmöglich, unmöglich, ich habe eben einen Versuch gemacht, die Zarcwskische Verbindung bei der preußischen Gesandtschaft auszubeuten, aber vergebens. Was ist da zu thun?“

„Halt,“ sagte Knauer, „ich habe einen Plan. Das ist die einzige Möglichkeit, uns Geld zu

verschaffen. Du weißt das Verhältniß des Festheim zu Gernerth, das müssen wir benützen. Es ist jetzt acht Uhr. Um diese Zeit ist Festheim stets zu Hause, gehen wir hin. Du mußt mich dabei unterstützen, als ob Du der vom Gericht ernannte Vormund des Mädchens seiest.“

Als sie bei Festheims Palais ankamen, bemerkten sie, daß mehrere Zimmer erleuchtet seien.

„Er scheint Gesellschaft bei sich zu haben,“ bemerkte Meding.

„Desto besser,“ erwiderte Knauer, „dann wird er den etwaigen Scandal um so mehr fürchten.“

Sie gingen hinauf und ließen sich bei dem Ritter von Festheim anmelden.

Festheim empfing beide bald darauf in seinem Salon.

„Wir kommen,“ sagte Knauer in der kurzen, arroganten Manier, welche wir bereits einmal Festheim gegenüber von ihm gesehen, „um Ihnen unsern letzten Vorschlag betreffs des Kindes der Anna Gernerth zu machen.“

Ein Lächeln spielte um die Lippen des Fabrikanten. Wir bemerken, daß er heut' in seinem Auftreten Knauer gegenüber bedeutend sicherer ist, als bei der ersten Begegnung, welche wir beobachtet haben.

„Gut,“ sagte er, „vorher jedoch möchte ich

wissen, in welcher Eigenschaft Herr Baron Meding dabei intervenirt.“

„Als der von dem Gericht ernannte Vormund des Kindes,“ entgegnete Knauer.

Festheims Blick flog nach einer Nebenthür, welche halb geöffnet war. Die Oeffnung war durch eine dichte Tuchportiere verdeckt.

„Ich habe Gesellschaft,“ sagte er, „ich muß zu derselben zurück. Wir können ja ein anderes Mal darüber sprechen.“

„Nein, wir gehen nicht fort, ohne Entscheidung,“ erwiderte Knauer heftig.

„Und was sind also Ihre Forderungen?“

„Dreißigtausend Gulden baar für das Kind und die Mutter, heut' zu erlegen zu Händen des Vormundes Baron Meding. Weiter nichts.“

„Sie sehen,“ fuhr Knauer fort, „daß ich im Einverständnis mit dem Herrn Baron die ursprüngliche Forderung sehr ermäßigt habe.“

Wieder spielte das Lächeln von vorhin um Festheims Lippen.

„Die Forderung ist zu hoch,“ sagte er, „zudem habe ich dreißigtausend Gulden baar nie zu Hause.“

„Dann geben Sie uns Accepte,“ bemerkte Knauer.

„Bevor ich das thue, müßte mir erst der Beweis erbracht werden, daß ich wirklich der

Vater des Kindes bin. Bis jetzt ist dieser Beweis nicht vorhanden.“

Knauer riß erstaunt seine Augen auf und trat einen Schritt zurück.

„Ja, wer soll es denn sein,“ rief er aus, „Sie haben es ja selbst wiederholt zugegeben.“

„Ich erinnere mich dessen nicht,“ entgegnete Festheim, „wenn es aber geschah, so geschah es im Irrthum.“

„Das ist gleich viel. Sie müssen zahlen, denn Sie sind der Vater des Mädchens.“

„Sie sind im Irrthum. Wünschen Sie den Vater des Kindes kennen zu lernen?“ frug Festheim lauernd.

„Ich kenne ihn bereits, er steht vor mir, Ritter von Festheim,“ entgegnete Knauer.

„Herr Baron,“ wendete sich Festheim nunmehr an Meding, „bestehen Sie darauf, daß Sie der Vormund des Mädchens der Anna Gernerth sind, dessen Vater ich sein soll.“

„Ja,“ entgegnete Meding. Er hätte in diesem Augenblick, in der Hoffnung, Geld zur Flucht aus Wien zu erhalten, jede mögliche Behauptung aufgestellt.

„Nun, dann gestatten Sie mir,“ sagte Festheim ruhig, zur Abwicklung unserer Angelegenheit einige Zeugen herbeizurufen.“

Er ging nach der halb geöffneten Thür und schob die Portiere zurück.

Wenn in diesem Augenblick die Erde zu ihren Füßen sich geöffniet und ein breiter Abgrund, bereit, sie zu verschlingen, sich aufgethan hätte, so würden Knauer und Meding schwerlich erschrockener gewesen sein, als bei dem Anblick der Personen, welche durch die geöffnete Portiere nunmehr in den Salon traten.

Es waren der uns aus dem alten Posthause, wo Fanni nach ihrer Entlassung aus dem Landesgericht Unterstand gefunden, bekannte „verrückte Baron,“ der alte Franzose, den wir damals bei ihm bemerkt und welcher derselbe war, der an jenem Abend nach dem Raubanfalle bei dem Fleischselcher Wolf im Lokale von Sacher Meding und Knauer so erschreckte, dann Fanni und ihre Mutter Anna Gernerth und zwei Polizeikommissäre, deren einer der Beiden wohlbekannte und von Beiden gleich sehr gefürchtete Oberkommissär Breitenfeld war.

Bleich, keines Wortes mächtig, standen Meding und Knauer da, während mit triumphirendem Lächeln sie F. stheim betrachtete.

„Herr Baron,“ sagte der Oberkommissär Breitenfeld, „Ihr hier anwesender Herr Bruder, Freiherr Emanuel von Meding und der ebenfalls anwesende Herr Kapitän Dejeune klagen Sie

eines an Ihrem Herrn Bruder vor mehreren Jahren in Syrien verübten Mordversuches an. Sie haben ferner die Papiere ihres Herrn Bruders durch räuberischen Ueberfall dem Fleischselcher Wolf, in dessen Besitz dieselben sich befanden, rauben lassen, sie sind dringend verdächtig, auf den Grafen Victor von Westphalen, in der Absicht ihn zu beseitigen, ebenfalls einen Mordversuch gemacht zu haben, und jetzt haben Sie es versucht, an dem Herrn Ritter von Festheim eine Erpressung und einen Betrug zu verüben. Sie sowohl, wie ihr Gefährte sind meine Gefangenen. Ich bedarf nur noch einer Feststellung der Person. Baroneß v. Meding," mit diesen Worten wandte sich der Oberkommissär an Hanni, „erkennen Sie in dem vor Ihnen stehenden Baron Meding denselben Herrn, welcher in jener Nacht im Hause Ihrer Pflegemutter war und an die anwesenden Räuber Geld auszahlte?"

„Ja!“ entgegnete Hanni.

Auf einen Wink Breitenfelds entfernte sich der andere Commissär und kam nach wenigen Minuten, welche den Anwesenden in peinlichem Stillschweigen vergangen waren, in Begleitung mehrerer Civilsicherheitswachmänner zurück.

Diese nahmen Meding und Knauer in ihre Mitte und führten sie ab.

Hanni hatte sich an den Herrn, den wir unterm de Namen der „verrückte Baron," kennen,

und der Niemand Anderer war als Medings von diesem todtgeglaubter älterer Bruder gelehnt, und dieser hielt zärtlich seine Arme um das zitternde Mädchen geschlungen.

„Herr von Festheim,“ sagte der ältere Meding zu dem Fabrikanten, „ich bin Ihnen so großen Dank schuldig. Ihrer Intervention gelang es, endlich meine langgesuchte Tochter wieder in meine Arme zurückzuführen und diese einem Leben zu entreißen, wo ihr die ärgste Gefahr an Leib und Seele gedroht. Sie haben sogar, allerdings ohne Verschulden des armen Kindes durch die Existenz desselben manche Unannehmlichkeit gehabt.“

Festheim, der im Innern recht herzlich froh war, die für ihn sehr unbequeme Angelegenheit beendet zu sehen, sagte ablehnend:

„Herr Baron, ich bin stolz darauf, einem Cavalier wie Sie sind, einen kleinen Dienst erwiesen zu haben. Ich hoffe, ich habe noch recht oft die Ehre, Sie hier zu empfangen.“

Nunmehr verabschiedeten sich die beiden Herren und Hanni von Festheim und verließen das Palais desselben.

Wir sind nunmehr unsern Lesern einige Aufklärungen über die Verhältnisse schuldig, welche sich so rasch entwickelt hatten.

Hanni hatte von dem Tage an, wo sie durch Tini's Vermittelung bei der Frau im alten Posthause Unterstand gefunden, sich bemüht, Arbeit zu bekommen. Sie hatte, wie der junge Dejeune ganz richtig voraussetzte, diesem brieflich ihren Aufenthalt mitgetheilt und er hatte veranlaßt, daß sie das alte Posthaus, diesen mehr als zweideutigen Aufenthalt, verließ.

Dejeune erzählte ihr, daß er und Gottsleben den Versuch gemacht, zu Festheim zu gehen, und dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Hanni war darüber sehr unwillig.

„Das hättest Du nicht thun sollen, das war ein großes Unrecht,“ sagte sie.

„Zuwiefem, wenn Festheim Dein Vater ist, hat er sogar die Pflicht, für Dich zu sorgen, und ich habe sogar die Absicht, ihn an diese Pflicht sehr energisch zu erinnern,“ erwiderte Dejeune.

Hanni schüttelte mit dem Kopfe. „Gottsleben,“ sagte sie, „irrt sich, Festheim ist nicht mein Vater.“

„Wer denn? Gottsleben weiß es aus den Gerichtsacten. Und Festheim scheint es auch zu

wissen, denn wie wir damals bei Schönbrunn seinem Wagen begegneten, erkannte er Dich doch.“

„Die Frau Anna Gernerth, welche sich meine Mutter nennt, hat dies nur angegeben. Ich weiß es ganz bestimmt. Das Kind Festheims ist längst todt. Wer meine Eltern waren, weiß ich nicht.“

„Aber woher weißt Du, daß Festheim Dein Vater nicht ist.“

Hanni erröthete. „Ich habe eines Nachts gehorcht. Ich war damals noch ein kleines Mädchen und wurde von der Gernerth sehr schlecht behandelt. Da hörte ich einmal des Nachts, wie ein Mann bei ihr war, Knauer heißt er, mit ihr darüber sprach und mit ihr verabredete, daß sie wegen mir von dem Ritter von Festheim Geld erpressen wollte. Die Gernerth antwortete damals dem Knauer: Ja, wenn nun aber der Vater der Hanni zurückkehrt?“

„Er ist todt,“ sagte Knauer. „Da wußte ich dann, daß mein Vater todt sei und weinte bitterlich. Als die Gernerth merkte, daß ich geweint hatte, schlug sie mich. Ich habe ihr nie gesagt, daß ich wisse, daß sie nicht meine Mutter sei, bis ich groß und stark genug war, um von ihr fortzugehen. Hätte sie mich dann gezwungen, bei ihr zu bleiben, so hätte ich es dem Gericht angezeigt.“

„Das ist doch merkwürdig. Aber Unrecht hast Du doch, daß Du Festheim selbst das nie gesagt hast, er würde ja Dich geschützt haben gegen die Gernerth.“

„Ich habe mich gefürchtet,“ entgegnete Hanni.

Dejeune besprach sich mit Gottsleben und beide gingen zu Festheim hin.

Anfangs wollte dieser von der ganzen Sache nichts wissen, als jedoch die beiden jungen Männer ihm ausführlich auseinandersetzten, daß es sich darum handle, für immer Hanni aus der Gewalt der Anna Gernerth zu befreien und daß ihm ja dadurch auch ein großer Vortheil erwachse, erzählte er den Zusammenhang. Die Anna Gernerth war eine der Arbeiterinnen des Fabrikanten gewesen und dieser hatte das junge Mädchen verführt. Er war der festen Meinung gewesen, das Kind, welches ihm bei seinen späteren Besuchen von der Anna Gernerth stets gezeigt wurde, sei das seinige und er hatte dem Weibe im Laufe der Zeit, namentlich in Folge der Pressionen, welche Knauer auf ihn ausübte, nicht unbeträchtliche Summen ausgehändigt.

Nun galt es, den wirklichen Vater Hanni's zu entdecken.

Ein Versuch, die Anna Gernerth erst durch Güte, dann durch Drohungen zum Geständniß zu bringen, scheiterte und so entschlossen sich end-

lich Dejeune und Gottsleben, so sehr Hanni sich auch dagegen sträubte, die Anna Gernerth der Polizei zu übergeben.

Mit einem Schlage kam nun Klarheit in die Sache. Es stellte sich heraus, daß Anna Gernerth schon seit langer Zeit von der Polizei gesucht wurde, weil ein Baron Meding, der ältere Bruder des uns bekannten Abenteurers, ihren Aufenthalt erforschen wollte. Anna Gernerth hatte seit ihrer Entlassung aus der Haft, um etwaigen Ueberwachungen seitens der Polizei zu entgehen, sich einen anderen Namen beigelegt.

Baron Meding hatte in Wien ein junges Mädchen, welches er liebte, an den Folgen der Entbindung verloren. Das Kind hatte er damals der Gernerth, welche ihm empfohlen worden war, anvertraut. Dann hatte er Wien verlassen und sich auf Reisen begeben. Seinem Bruder brachte man endlich die Nachricht von seinem Tode nach Wien. Sein Kind wurde von Anna Gernerth an Stelle ihres eigenen dem Ritter von Festheim gegenüber als Mittel zu Erpressungen benutzt.

Das war im Wesentlichen der Sachverhalt.

An dem Abend, an welchem Meding und Knauer zu dem Ritter von Festheim gingen, war die Frau gerade verhaftet worden und die beiden Ganner erreichten so plötzlich ihr Schicksal.

Neuntes Capitel.

Eingebrochener Geist.

Wir verließen den Dr. Brandis, als er nach Durchlesen des Briefes, den ihm sein Diener übergeben hatte, bewußtlos zusammenbrach. Gottsleben, der allerdings bei der von ihm beobachteten Aufregung des jungen Arztes das Neueste befürchtet hatte, war dennoch im höchsten Grade erschrocken. Er rief den Diener des Doctors und den Anstrengungen Beider gelang es, den jungen Arzt auf das Bett zu legen, wo sie dann alle möglichen Wiederbelebungsversuche anstellten. Endlich schlug der junge Arzt die Augen auf und gleichzeitig erhob er sich mit einer gewaltigen Anspannung aller seiner Kräfte. „Champagner,“ rief er mit überlauttönender Stimme, „Champagner, ein Königreich für ein Glas Champagner! Babette, Marburg, schaut,“ rief er, „ich bin der Theaterdirector von Bukarest und meine Primadonna ist Sultanin in meinem Harem!“

Entsetzt sah Gottsleben den jungen Arzt an, dessen Augen wild rollten und der in der heftigsten Weise alles Mögliche durcheinander phantasirte.

Er rief dazwischen immer Louisens Namen, drohte Babette und endlich warf er sich wie erschöpft von Allem wieder auf das Bett und blieb ganz unbeweglich liegen. Nur seine rollenden Augen bekundeten seine geistige Aufregung. Gottsleben hatte sofort den Diener nach einem Arzt der Nachbarschaft geschickt.

„Lesen Sie,“ rief plötzlich wieder Brandis, „lesen Sie, das schrieb mir Gretchen. Ich soll zurückkommen aus Griechenland, zurück von der schönen Helene. Gretchen ist voll Verzweiflung fort, weit fort, weil ich reich bin. Ha, ha, ha!“ Das Lachen des Doctors klang so entsetzlich, so unheimlich, daß Gottsleben erschauerte.

Wild sprang Brandis vom Bett auf, nahm den noch immer am Boden liegenden Brief, warf ihn Gottsleben zu, dann eilte er nach seinem Schreibpult, riß aus einer Schublade einen Haufen Banknoten, zerriß sie, bevor noch Gottsleben es hindern konnte, theils, theils warf er sie zu dem geöffneten Fenster hinaus, immer mit dem Rufe, daß er arm sein wolle, ganz arm, er sei elend, weil er reich geboren sei.

Der Zustand des jungen Arztes wurde dergestalt bedenklich, daß Gottsleben von Herzen froh war, als die Klingel ihm meldete, daß Hilfe käme.

Es war ein Arzt, der auf die Schilderung, die ihm der Diener von Brandis von dessen Zustand gemacht, noch einige Leute sich mitgebracht.

Beim Anblick seines Collegen, den Brandis recht wohl kannte, artete dessen Zustand in vollendete Tobsucht aus. Nur mit Mühe gelang es den vereinten Anstrengungen der anwesenden und herbeigeeilten Männer, Brandis zu überwältigen, so daß er zu weiterer Beobachtung in die Irrenheilanstalt am Brünnsfeld gebracht wurde.

Gottsleben nahm den Brief, den Brandis fallen gelassen, von der Erde auf und las ihn. Er war von Louise, enthielt nur wenige Zeilen und lautete:

„Mein Herr! Ich habe mir die Ueberzeugung verschafft, daß Sie mich getäuscht. Sie sind reich, aus einer angesehenen Familie. Sie verschwiegen dies vor mir und gingen sogar so weit, zweierlei Wohnungen sich zu halten, damit ich den Betrug nicht entdecke. Und dieses Alles geschah nur, um meine Liebe zu gewinnen, um mein Vertrauen zu mißbrauchen. Trennen wir uns. Lassen Sie uns heute auseinandergehen, wo noch keine Gefahr für meine Ehre vorhanden. Es ist das besser und leichter als später. Ich gehe ins Ausland und nehme dort ein Engagement an. Machen Sie keine Versuche,

mir zu folgen. Es würde vergebens sein. Wir sind geschieden für ewig! Leben Sie wohl.

Louise."

"Da sehe Einer die Frauenzimmer an, der Teufel kenne sich bei denen aus," brummte der Schriftsteller, der da so durch eine Kette eigenthümlicher Zufälle in die Verhältnisse des jungen Arztes eingeweicht worden war, vor sich hin. „Ist es der nicht recht, daß ihr Geliebter reich ist und eine Andere wieder theilt vielleicht einen Korb aus, weil der Betreffende arm ist. Gut, daß ich mit dem weiblichen Geschlecht nichts zu thun habe.“

Die Krankheit des Doctor Brandis dauerte mehrere Wochen, dann erholte er sich wieder. Jedoch hatte er an Geist und Körper sich sehr verändert. Aus dem kräftigen blühenden jungen Mann war ein hohlwangiger, bleicher, dahinschleichender Mensch geworden, den man bereits für hochbetagt halten konnte. Plötzlich verschwand er gänzlich. Wir finden ihn zu dieser Zeit in einer Zelle des Capuzinerklosters am Mehlmarkt, wo er sich für seinen baldigen Eintritt in den Orden vorbereitet.

kehren wir nunmehr zu Betti Leitner, welche wir eine Zeit lang aus den Augen gelassen haben, zurück. Sie erfuhr die Beraubung des ihr befreundeten Fleischselchers erst aus der Zeitung, säumte aber nicht einen Augenblick, den in Folge der erlittenen Knebelung Erkrankten im Spitale zu besuchen. Sie widmete ihm bis zu seinem, wie wir wissen, bald darauf erfolgten Tode die eifrigste Pflege, namentlich da, wie sich herausstellte, der Fleischselcher in Wien gar keine Verwandten hatte.

Nach dem Tode Wolfs, als die Behörde den Nachlaß desselben aufnahm, fand sich in den Händen seines Rechtsfreundes ein vollständig gültiges Testament vor, in welchem er zur Erbin seines ganzen nicht unbeträchtlichen Vermögens Betti Leitner einsetzte. Außerdem ging aus seinem Testament hervor, daß außer den Papieren der alte Baron Meding noch eine Summe von hunderttausend Gulden ihm anvertraut hatte. Dieses Geld, welches sich in Staatspapieren ganz unberührt vorfand, wurde vorläufig, bis der berechtigte Eigenthümer sich melden würde, vom Gericht in Verwahrung genommen.

Wir wissen bereits, daß der ältere Meding später auftauchte und bei Gelegenheit der Verhaftung seines Bruders, die wir geschildert, erfuhr er auch die Schicksale seines ehemaligen Ver-

trauensmannes Wolf und gelangte so durch das Gericht wieder in den Besitz der ihm gehörigen Geldsumme.

Der Fleischselcher hatte ferner bestimmt, daß Betti in seine Wohnung übersiedeln solle und deren Einrichtung ganz so belassen möge, wie er sie bei Lebzeiten gehabt. „Es war mein Wunsch, daß Betti in diesen Räumen als meine liebe Frau schalten und walten möge“, sagte der Verstorbene in seinem Testament. „Sollte dieser Lieblingswunsch meines Herzens nicht in Erfüllung gehen können, so möge wenigstens nach meinem Tode das von mir geliebte brave Mädchen die Wohnung ihr eigen nennen dürfen.“

Betti hielt mit besonderer Pietät diesen Wunsch des verstorbenen Freundes in Ehren und duldete nicht, daß auch nur das Geringste aus den Räumen, welche er bewohnt hatte, entfernt wurde. Bald nach dem Begräbniß Wolfs verließ sie mit ihrer Mutter die kleine Wohnung in der Hundstürmerstraße und siedelte in das Haus Wolfs, welches nunmehr ihr Eigenthum war, über. Ihre bisherige Wohnung in der Hundstürmerstraße jedoch übergab sie mit dem größten Theil der Einrichtung und den Betten an Frau Holding und zahlte auch die Miethe auf ein ganzes Jahr voraus, so daß die arme Frau die erste und schwerste Sorge für den

Miethzins für die nächste Zeit nicht zu befürchten hatte. Betti unterstützte sie aber auch in Fernerem und namentlich sorgte sie dafür, daß die beiden Kinder der armen Frau von jetzt ab keinen Mangel mehr litten.

Es war Ende November des Jahres 1869, als spät Abends an der Wohnung Betti's es klingelte. Betti war mit den Kindern ganz allein zu Hause, ihre Mutter sowohl, wie ihr Diensthote waren abwesend. Sie öffnete selbst die Thür des Vorzimmers.

Ein ganz zerlumpter Mann stand vor ihr.

Betti erschrak und frug ihn nach seinem Begehr. Da, als sie die Stimme des Sprechenden hörte, steigerte sich ihr Schreck. Es war Holding.

„Brod will ich“, sagte er, „ich habe den ganzen Tag nichts gegessen“.

In diesem Augenblick fiel der Schein des Lichtes auf Betti's Gesicht und der Glende erkennt das Mädchen, welches er einst getäuscht und unglücklich gemacht und vor dessen Thür er jetzt als Bettler stand. Gewiß eine furchtbare Strafe des Schicksals!

Der Hunger und das Elend mußte den vor Kurzem noch so trotzigen wilden Mann auch stark gebeugt haben, denn bei dem Anblick Betti's stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Da rührte sich das Mitleid im Herzen des Mädchens.

„Kommt herein“, sagte sie mit milder Stimme, ohne daran zu denken, daß sie allein sei, daß in demselben Raume, wo sie sich befand, der Mann, der vor ihr stand, bereits einmal einen Raub ausgeübt und daß er zu jedem Verbrechen fähig sei.

Stumm folgte ihr Holding durch die Küche in das Zimmer.

Er begriff nicht, wie Betti in diese Wohnung käme, aber offenbar war der Eindruck dessen, was er in der letzten Zeit erlebt, derart gewesen, daß seine verbrecherischen Neigungen verschwunden waren. Willenlos, ruhig setzte er sich auf den Stuhl, den Betti ihm bot und mit gierigem Hunger verschlang er die Speisen, Ueberreste des Mittagmahles, welche Betti ihm vorsetzte.

Er sprach kein Wort dabei und wollte dann sich dankend entfernen.

„Holding“, sagte in dem Augenblick, wo er aufstand, Betti zu ihm, „es ist vielleicht das erste Mal seit Jahren, daß Ihr Gewissen erwacht ist, daß Sie weich geworden sind. Ueberlegen Sie sich Ihre Lage. Wollen Sie zurückkehren in Ihre Verbrecher = Laufbahn oder wollen Sie

nicht lieber ein brauchbarer, rechtlicher Mensch werden."

"Es ist zu spät", entgegnete Holding mit dumpfer Stimme.

"Nein, nein", erwiderte Betti lebhaft, "zu spät ist es nie, um sich zu bessern. Fassen Sie den ernstesten Entschluß, so viel in meinen Kräften steht, will ich Ihnen denselben ausführen helfen."

Holding schaute das Mädchen an, welches von Eifer erröthend vor ihm stand.

"Sie sind zu gut, ich habe schlecht an Ihnen gehandelt, ich habe es nicht verdient, daß Sie meiner sich annehmen."

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Betti ihn bei der Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, wo ihr Kind, das kleine Mädchen, dessen Vater Holding war, schlafend in seinem Bettchen lag.

"Um dieses Kindes willen, Holding, bitte ich Sie, bessern Sie sich."

Da schmolz die Kinde, welche um das Herz des Mannes lag, und schluchzend sank er vor dem Bett seines Kindes auf die Knie.

"Ich bin ein Elender, ich habe mich an Allen versündigt", klagte er. "Ich bin rettungslos verloren."

"Nein", sagte Betti, "noch ist es Zeit. Bleiben Sie hier. Ich habe hier im Hause ein kleines

Zimmer leer, welches bisher möblirt vermietet wurde. Sie können heute Abends bereits es beziehen. Ich werde mich bemühen, Ihnen Arbeit zu verschaffen. Sobald Sie sich stark genug fühlen, begleiten Sie mich zu Ihrer Frau und Ihren Kindern, an denen Sie so arg gesündigt. Ihre Frau wird Ihnen verzeihen, wenn sie sieht, daß Sie sich gebessert haben."

Holdring kniete noch immer. Er versuchte, Betti's Hand zu erfassen und diese mit Küffen zu bedecken. „Sie sind ein Engel“, sagte er mit von Thränen fast erstickter Stimme.

„Stehen Sie auf“, erwiderte Betti, „ich werde Sie in Ihr Zimmer führen. Sie werden der Ruhe bedürfen und auch der Reinigung. Ich bringe Ihnen Wäsche und Kleider.“

Sie führte Holdring in ein kleines Zimmer, welches auf derselben Etage sich befand und wenn auch einfach, doch sehr nett möblirt war. Dann nahm sie von der Wäsche und den Kleidern des Verstorbenen und brachte es ihm.

Als sie ihn verließ, reichte sie ihm die Hand und sagte ernst: „Ich komme Ihnen, wie Sie sehen, mit vollstem Vertrauen entgegen. Wenn Sie wollen, können Sie dieses Vertrauen tauschen und auf Ihre alten Bahnen zurückkehren. Ich hoffe aber, daß dies nicht geschehen, daß

Sie von jetzt ab ein rechtschaffener Mensch sein und bleiben werden.“

Sie sagte ihrer Mutter erst am andern Tage davon, daß sie Holding aufgenommen hatte. In der Nacht aber schlief sie süßer und glücklicher, denn je; sie hatte das Bewußtsein, eine gute That geübt und Böses mit Gutem vergolten zu haben.

Holding schien in der That den festen Willen zu haben, seinen bisherigen Lebenswandel zu ändern. Er vermied es auszugehen, offenbar um nicht mit seinen früheren Gefährten zusammenzutreffen. Es war Betti gelungen, ihm schriftliche Arbeiten zu verschaffen. Der Advokat, welcher die Erbschaftsregulirung des verstorbenen Selchers besorgte, gab ihm Copien anzufertigen und Holding arbeitete fleißig, so daß Betti schon die besten Hoffnungen zu schöpfen begann.

Da wurde sie plötzlich in denselben grausam gestört. Es war im Anfang December, einige Tage nachdem, wie wir wissen, der junge Meding und Knauer im Palais des Ritters von Festheim verhaftet worden waren, als bei Betti ein Polizeicommissär mit zwei Sicherheitswachmännern erschien und nach Holding fragte.

Betti führte den Polizeibeamten in das Zimmer, wo Holding arbeitete und dieser verhaftete ihn als Mitschuldigen Meding's und Knauer's.

Holdings war anfangs sehr bestürzt, doch bald faßte er sich.

Als er sah, daß Betti, welche nunmehr daran verzweifelte, daß es möglich sei, den Vater ihres Kindes wieder auf einen besseren Weg zu leiten, weinte, sagte er mit ruhiger Stimme zu ihr:

„Seien Sie ruhig, es ist in der Ordnung, daß ich die Strafe für das leide, was ich verschuldet. Ich werde mein Versprechen, mich zu bessern, nicht vergessen, und sollte es geschehen, daß ich noch einmal in meinem Leben meine Freiheit wieder erlangen kann, so werden Sie sich überzeugen, daß ich ein ganz anderer Mensch geworden sein werde.“

Schluchzend wandte sich Betti ab, während Holding von dem Polizeibeamten fortgeführt wurde. (Siehe die Illustration des neunzehnten Heftes.)

Zehntes Capitel.

Weihnachten im Gefängniß.

Die gewaltige Arbeiter-Demonstration im October hatte auf die Regierung ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie erkannte, daß, man es hier



Seite 508.



COLENER Stadtbibliothek

Alle Rechte vorbehalten
Verlag von ...
1882

mit einer großen, musterhaft organisirten Partei zu thun hatte, welche sich ihrer Ziele ganz klar bewußt war. Namentlich hatte aber die besitzende Classe, die Finanzaristokratie, ein panischer Schrecken ergriffen und diese drängte die Regierung beständig zu energischen Maßregeln.

Eine Veranlassung zu denselben bot der Ausfall des Eisenacher Congresses. Die Beschlüsse, welche dort unter dem Einflusse des confusen Liebknecht gefaßt wurden, waren zwar ihrem Wesen nach insofern absolut unschädlich, weil durch sie allen socialdemokratischen Bestrebungen die Spitze abgebrochen und an Stelle der klaren, bestimmten Lehre Ferdinand Lassalles, das verschwommene, nach allen Seiten schielende, unklare Programm Liebknecht's gesetzt wurde. Doch die Form dieser Beschlüsse, die vieldeutigen, jeder Auslegung fähigen Phrasen des von Liebknecht entworfenen „Eisenacher Programms“ gestatteten natürlich der Staatsanwaltschaft demselben diejenige Deutung zu geben, die ihr praktisch erschien.

Hochkomisch war nun allerdings, daß in der harmlosen Liebknecht'schen Wichtigmacherei die Staatsanwaltschaft „Hochverrath“ erblicken wollte und plötzlich gegen die Arbeiterführer in Wien eine Untersuchung eröffnete, welche zunächst die Verhaftung der hervorragendsten Socialdemokra-

ten, wie Oberwinder, Scheu, Most und Anderer zur Folge hatte. Die verheirateten Männer wurden ihren Familien mit einer nicht beneidenswerthen Rücksichtslosigkeit gerade kurz vor Weihnachten entrissen, so daß die Frauen und Kinder gerade an dem Tage, wo jede Familie ein kleines Freudenfest begeht, der Familienhäupter beraubt waren. Diese Männer, welche nichts verbrochen hatten, als daß sie ihrer Ueberzeugung nach für das Wohl und das Recht ihrer Mitgenossen gewirkt hatten, mußten das Weihnachtsfest im Gefängniß zubringen.

Weniger reine und auch opferungsfähige Charaktere als diese Arbeiter würden vielleicht gewankt und geschwankt haben, für diese Männer aber war gerade die über sie verhängte Verfolgung ein Sporn, auf dem betretenen Wege auszuharren. Gegenseitig befestigten sie sich in dem Gefängnisse bei den flüchtigen Berührungen die ihnen gestattet waren, in ihren Ueberzeugungen, während draußen die große Masse der Arbeiter mit rührender Aufopferung dafür sorgte, daß die Frauen und Kinder der Inhaftirten nicht Noth und Mangel litten.

Mit größter Spannung verfolgte namentlich der junge Dejeune den Verlauf des Processes. Seit Hanni ihren Vater wieder gefunden, hatte er aus einem gewissen Zartgefühl unterlassen,

seinen bisherigen Verkehr mit ihr fortzusetzen. Er wollte, nachdem plötzlich zwischen ihm und dem geliebten Mädchen ein socialer Standesunterschied sich aufgethan, nicht aufdringlich erscheinen. Da im Winter seine Wohnung in Penzing zu kalt war, hatte er sich ein Zimmer in der Stadt gemiethet und diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß Hanni's Briefe, denn sie hat mehrere an ihn gesandt, ihn nicht trafen.

Das junge Mädchen hatte von ihrem Verhältniß zu dem Bildhauer ihrem Vater bis jetzt noch nichts gesagt. Sie wollte darüber erst mit Dejeune selbst sprechen, bevor sie diesen Schritt that. Außerdem aber, da sie ja ihren Vater nie gesehen, war es ihr schwer, sich erst an das Bewußtsein, ihn zu besitzen, zu gewöhnen und das Vertrauen, welches, wie sie so recht fühlte, ihre kindliche Pflicht war, erst allmählig zu entwickeln.

Gerade eben die Mißstimmung, welche sich Dejeune's in Folge der plötzlich eingetretenen Trennung von Hanni bemächtigt hatte, veranlaßte ihn, sich lebhafter denn je der socialdemokratischen Bewegung zuzuwenden. Spielte er auch keine hervorragende Rolle, so machte sich doch sein Einfluß nach allen Richtungen hin geltend. Namentlich bemühte er sich, die durch die Verhaftung ihrer Führer besonders erregten Arbeiter vor etwaigen Ausschreitungen zu bewahren.

Er besuchte die gefangenen Freunde oft im Gefängniß.

Es war kurz nach Neujahr 1870, als er eines Morgens auch gerade aus dem Landesgerichtsgebäude heraustrat. Er hatte Oberwin-der einen Besuch machen wollen, jedoch hatte der Untersuchungsrichter für heute ihm die Erlaubniß verweigert, weil eine Vermehrung der Gefangenen an diesem Vormittag stattfinden sollte.

Wißmuthig wollte er seinen Rückweg antreten, als plötzlich ein Fiaker vor dem Landesgerichtsgebäude hielt. Eine junge, sehr elegant gekleidete Dame sprang heraus. Ein alter Herr folgte ihr. Kaum wendete die Dame ihr Gesicht nach der Richtung, wo Dejeune stand, als sie auch ihn erkannte und rasch auf ihn zuslog. Es war Hanni und der alte Franzose, die soeben in dem gegen Meding eingeleiteten Proceß als Zeugen vernommen werden sollten.

Mit raschen Worten theilte Hanni dem Geliebten mit, wie wohl sie sich jetzt befinde, daß sie mehrmals an ihn geschrieben, von ihm aber keine Antwort erhalten habe.

Dejeune hatte die Briefe nicht empfangen. Sie waren in seine frühere Wohnung in Penzing abgegeben worden und wahrscheinlich dort liegen geblieben.

Die Zeit war zu kurz bemessen, als daß Hanni noch länger mit Dejeune sprechen konnte. Jedoch versprach sie ihm, in den nächsten Tagen wieder mit ihm zusammenzutreffen.

„Wer war der junge Mann?“ frug im Hinaufgehen auf die Treppe des Landesgerichtes der alte Franzose Hanni.

Das junge Mädchen schwankte einen Augenblick, was sie antworten sollte. Sie beschloß, dem alten Herrn sich anzuvertrauen und entgegnete ihm: „Es war der junge Bildhauer, den ich hier kennen gelernt, und der sich so meiner angenommen. Ich muß mit Ihnen ausführlich über ihn sprechen.“

Auf dem Rückweg vom Landesgericht theilte nun Hanni dem Franzosen mit, daß sie mit Dejeune sich verlobt habe, daß sie bis jetzt aber noch nicht den Muth gehabt, es ihrem Vater einzugestehen. Der Franzose versicherte ihr, daß er es übernehmen wolle, Hanni's Vater die Sache mitzutheilen.

Dejeune hatte inzwischen seine Promenade fortgesetzt. In sein Atelier zu gehen und zu arbeiten hatte er keine Lust, da der größte Theil des Vormittags bereits vorüber war, und so schlenderte er zwecklos über die Ringstraße. Da kam sein Freund Gottsleben. Derselbe schien besonders aufgeregt zu sein.

„Wo kommst Du her“, frug Dejeune ihn.

„Aus dem Capuzinerkloster, von Brandis. Du weißt, daß er, nachdem er aus der Irrenanstalt entlassen, weil sein Wahnsinn nur ein momentaner Anfall war, sich in das Capuzinerkloster zurückgezogen, angeblich um zunächst seine Reconvalescenz in Ruhe durchzumachen. Was meinst Du nun? Brandis, dieser Spötter und Atheist, dieser geistreichste Mensch, den ich hier in Wien kennen gelernt, Brandis ist in den Orden der Capuziner eingetreten, vorläufig noch als dienender Laienbruder, er wird aber Theologie nachträglich jetzt noch studiren, um die Priesterweihe erhalten zu können.“

„Nicht möglich“, entgegnete Dejeune erstaunt, „Brandis ist gewiß noch nicht vollständig geheilt, man sollte ihn ärztlich untersuchen lassen.“

„Ist geschehen“, sagte Gottsleben, „zweimal, jedesmal von anderen Aerzten. Er selbst hat diese Untersuchungen veranlaßt und er sprach heute mit mir davon. Ganz Wien, sagte er zu mir, wird behaupten, ich sei verrückt geworden. Jetzt habe ich wenigstens durch sechs Aerzte bescheinigt, daß ich nicht verrückt bin. Doch begleite mich zu ihm. Ich versprach ihm, mich nach Oberwinder zu erkundigen. Wenn Du direct aus dem Landesgericht kommst, kannst Du ihm ja die beste Auskunft ertheilen.“

Die beiden Freunde gingen nun zusammen in das Capuzinerkloster. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß Doctor Brandis dieselbe Zelle bewohnte, in welcher gis zu seinem Austritt aus dem Priesterstande Pater Josef gewohnt hatte.

Wer hätte jemals daran gedacht, daß der junge, reiche und geistreiche Arzt, dieser an alle Bequemlichkeiten und die Eleganz, welche der Reichthum ermöglicht, gewöhnte Mann, in der bescheidenen kleinen Zelle wohnen werde. Doctor Brandis trug bereits die Tracht der Laienbrüder des Capuzinerordens. Obgleich die Capuziner das Recht haben, Bärte zu tragen, hatte er doch sein Gesicht ganz kahl rasiren lassen und ebenso hatte er seine einst so üppigen Haare ganz kurz geschnitten.

Als Dejeune und Gottsleben bei ihm eintraten, erhob er sich lächelnd und reichte Dejeune die Hand.

„Was die Neugier doch nicht thut“, sagte er zu Dejeune, „um das Rhinoceros zu sehen, wie es in der bekannten Gellert'schen Fabel heißt, gehen Sie sogar trotz Ihrer Feindschaft gegen das Pfaffenthum in ein Kloster. Nun, wie gefällt Ihnen die Umwandlung?“

Dejeune war von zu mannigfachen Eindrücken bestürmt, um antworten zu können. Geradezu peinlich berührte ihn die Art und Weise,

wie Brandis über den von ihm gethanen Schritt spöttelte.

„Ich bin ganz überrascht“, entgegnete der junge Bildhauer, „aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß lediglich Neugier es sei, die mich hieher führte. Ich hörte von Gottsleben, daß Sie über Oberwinder etwas hören wollen und da ich gerade aus dem Landesgericht komme, will ich gleich selbst Ihnen erzählen, was ich weiß.“

Er theilte nun mit, was er im Landesgericht über Oberwinder und seine Leidensgefährten erfahren hatte.

„Das ist das gewöhnliche Ende aller dieser Geschichten“, sagte er, „ich habe es Oberwinder vorhergesagt, was nützt ihn seine Aufopferung? Jetzt wird er vielleicht auf Jahre hindurch eingesperrt und dann des Landes verwiesen.“

„Jede gerechte Sache hat ihre Märtyrer“, bemerkte Dejeune.

„Ich bitte Sie, lieber Freund“, sagte Brandis, „gehen Sie mir mit dieser abgedroschenen Redensart. Ich gebe nicht viel auf das Märtyrertum. Dahinter steckt stets persönliches Interesse, Ehrgeiz oder dergleichen.“

„Das glaube ich nicht in diesem Fall, ich kann wenigstens nicht ersehen, welches persönliche Interesse Oberwinder haben sollte.“

„Er will ein berühmter Mann werden, wenn er dann nach Jahren aus dem Gefängniß herauskommt, rechnet er darauf, daß er die Führung der Partei um so sicherer in die Hand nimmt und dann die erste Rolle spielt. Ich glaube an reine Motive nicht bei den Menschen.“

Gottsleben, der bisher schweigend zugehört, lächelte.

„Wenn man, Herr Doctor,“ sagte er, „diesen Satz, den Sie soeben ausgesprochen, nun auf Sie anwenden wollte, was würden Sie dazu sagen?“

„Nichts! Sie scheinen meinen Schritt einfach nicht richtig zu beurtheilen. Ich verlasse die Welt, um in den Orden zu treten, einfach aus Egoismus.“

„Aus Egoismus“, riefen Beide, Dejeune und Gottsleben, erstaunt.

„Ja, aus purem, nackten Egoismus. Sie, lieber Gottsleben, sind durch Zufall Mitwisser des Geheimnisses geworden, welches die äußere Veranlassung bildet. Die innere Veranlassung aber ist dasselbe nicht. Ich kann Ihnen gegenüber ja offen sein darüber. Ich hasse die Menschen gerade nicht, aber ich verachte sie. Es war der Fluch des Reichthums, der auf mir gelastet hat, und jetzt, nach den Erfahrungen, die ich gemacht, begreife ich erst die Weisheit der Män-

ner, welche die religiöse Ordnung gestiftet, daß sie ihren Jüngern das Gelübde der Armuth abnehmen. Reichthum ist für jeden, der ihn besitzt, ein großes Unglück.“

„Wie mancher“, erwiderte Gottsleben lachend, „würde sehr glücklich sein, wenn das Unglück des Reichthums ihn träfe. Ich kann mir z. B. kein größeres Vergnügen für mich denken, als wenn ich plötzlich das Unglück hätte, einen Haupttreffer zu machen.“

„Mag sein“, sagte Brandis, „für mich war der Reichthum eine Last. Ich hatte Ideale und erkannte mit Entsetzen, daß Alles Lug und Trug sei. Ich durchforschte alle Höhen und Tiefen der Wissenschaft, ich erwarb mir mehr Kenntnisse als die meisten Leute, welche den stolzen Titel „Gelehrte“ tragen. Alles, was ich erreichte, war die Unruhe des Geistes, noch mehr zu wissen, waren bange Zweifel, die meine Seele quälten, waren verzweiflungsvolle Eingeständnisse, daß im ersten Augenblicke, wo ich am Ende zu stehen glaubte, in dem Augenblick, wo ich hoffte, der Wahrheit in die Augen schauen zu können, erst am Anfang mich befand, daß immer und immer ein Schleier vor den Augen sich mir befand. Ich suchte Liebe und fand Ver=rath. Die Ruhe, welche die Wissenschaft mir nicht gewährte, hoffte ich in der reinen Liebe zu

einem treuen Herzen zu finden. Mein Traum zerriß. Ich stand vor der entsetzlichen Wirklichkeit. Da war ich gebrochen. Die Wege der Männer meines Schlages führen nach Rom, dort ist Ruhe, dort ist Frieden. Das, was man eine Faustnatur nennt, ein Geist, wie der meinige, kann nur in der Abtödtung Ruhe finden. Und dieses Gewand, welches ich jetzt trage, wird die ersehnte Ruhe mir geben.“

Dejeune und Gottsleben hatten bewegt zugehört. Ein tiefes Mitleid für den jungen Mann erfaßte sie.

„Und wenn Sie nun doch sich getäuscht haben sollten“, entgegnete Dejeune, „wenn eine Zeit eintreten sollte, wo Sie den, meiner Ansicht nach zu raschen Schritt bereuen sollten? Was dann?“

„Dann bleibt mir noch der Tod! Die Ruhe im Grabe! Und ich fühle, daß dieser Augenblick vielleicht näher ist als wir Alle glauben. Vielleicht daß der Frühling mir die Erlösung bringt. Doch zu etwas Anderem. Ich habe über mein Vermögen Verfügung getroffen. Für Sie, lieber Gottsleben, den das Schicksal im schwersten Augenblick meines Lebens an meine Seite stellte, in dem Augenblick, als Alles mir entrisen wurde, habe ich bei meinem Notar eine Summe deponirt, deren Zinsen Ihnen zweifellos eine sorgenfreie Existenz sichern. Das Capital erhalten Sie

nicht. Dasselbe fällt nach Ihrem Tode Ihren Kindern oder sonstigen Erben zu, denn in der kurzen Zeit, daß ich Sie kenne, habe ich doch soweit Ihre Charaktereigenthümlichkeit erkannt, daß es nicht rathsam ist, Ihnen ein Capital zu übergeben. Für die Familien der gefangenen Arbeiter habe ich fünfhundert Gulden bestimmt, die ich Ihnen Beiden jetzt übergebe. Mein übriger Besitz geht an das Kloster über.

Mit diesen Worten übergab Doctor Brandis an Dejeune und Gottsleben den Betrag von fünfhundert Gulden.

„Nun“, sagte er, ist es Zeit, „daß ich meine Studien beginne. Von morgen ab fungire ich bereits als dienender Bruder und leiste die Dienste, welche mir obliegen. Ich sehe Sie dann nicht mehr. Vielleicht daß es heute das letzte Mal ist, daß wir uns gesehen haben. Leben Sie wohl.“

Als Gottsleben sich bei ihm für das ihm gemachte Geschenk bedanken wollte, wurde er fast unwillig. „Lassen Sie das und denken Sie zuweilen freundlich an den armen Capuziner,“ sagte er abbrechend.

In sehr gedrückter Stimmung gingen Dejeune und Gottsleben fort. Es war ihnen, als ob sie von einem Sterbenden kämen.

Zehntes Capitel.

Kämpfe des Herzens.

Louise und ihr Vater waren in Begleitung des Agenten Müller in Pest angekommen und dort in einem Hotel abgestiegen. Der alte Musiker war in Begleitung Müllers ausgegangen und wir finden Louise allein in dem Zimmer des Hotels sitzen. Schwermüthig den Kopf in die Hand gestützt sitzt das junge Mädchen da. Sie hat ihr Photographie-Album offen vor sich liegen und betrachtet das Bild von Brandis. Es ist, als ob sie ahne, daß der von ihr einst so heiß geliebte Mann zu derselben Zeit in Wien — fast mit dem Tode ringt, daß der einst so glänzende hohe Geist von dem Schatten des Wahnsinns umnachtet sei. Sie bemüht sich, das Bild aus dem Album zu entfernen, es will ihr nicht gelingen. Wird es ihr möglich sein, auch aus dem Herzen das Bild des Geliebten so zu entfernen?

Was war es, das sie veranlaßte, sich von ihm zu trennen. Sie hatte bemerkt, daß mehrere Male, wenn sie Abends aus der Kierschner'schen Theaterakademie nach Hause ging, ein junger Mann ihr gefolgt war. Anfangs hatte sie das

faum beachtet, dann eines Abends redete er sie an. Die Art und Weise, wie er dies that, mißfiel ihr und sie wollte bereits ihm eine scharfe Antwort geben, als der junge Mann plötzlich sagte:

„Fräulein, ich sehe Ihnen am Gesicht an, daß Sie böse sind. Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet. Die Freundin des Doctor Brandis sollte doch einem Bekannten desselben gegenüber nicht so streng sein.“

„Sie sind ein Bekannter des Doctors“, entgegnete Louise, „ich kenne viele seiner Bekannten, habe Sie aber noch nicht gesehen.“

„Das ist wohl möglich. Brandis ist ein schlauer Fuchs. Er weiß seinen Schatz zu hüten, damit er ihm nicht gestohlen werde. Vielleicht hat er auch andere Gründe, gerade seine besten Freunde, mit denen er täglich verkehrt, Ihnen nicht vorzustellen.“

„Wieso?“ frug Louise jetzt neugierig.

„Nun, Fräulein“, entgegnete ihr Begleiter, „was hilft es mir, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage, Sie glauben mir es doch nicht, Sie kennen mich nicht und halten mich für einen Verleumder.“

Eine unerklärliche Angst bemächtigte sich Louisens bei diesen Worten. War Brandis untreu, betrog er sie? Es war ihr allerdings auf-

gefallen, daß der junge Arzt, wenn sie mit ihm ging, von so vielen Leuten begrüßt wurde, daß er Bekanntschaften, namentlich unter den reichen Leuten, zu haben schien. Hatte sie ihn gefragt, war er zuweilen sogar in Verlegenheit gekommen. Einmal sogar im Theater in der Josefstadt hatte sie eine Schauspielerin von dem reichen Doctor Brandis sprechen hören. Als sie ihn darnach fragte, sagte er, es sei derselbe ein entfernter Verwandter von ihm.

„Ich bitte Sie,“ sagte sie so ruhig, als es ihr möglich war, zu dem jungen Mann, „wenn es wahr ist, daß Sie Doctor Brandis kennen, sagen Sie mir, was Sie wissen. Ich werde keinen Gebrauch davon machen.“

„Fräulein,“ erwiderte er, „es ist für mich gewiß peinlich genug, Ihnen da offen und ehrlich klaren Wein einzuschütten. Ich kenne Brandis seit unserer Kindheit. Mein Name ist Marburg. Ich weiß durch Zufall um Ihr Verhältniß zu ihm. Ich weiß auch, daß er Ihnen gegenüber sich den Schein der Armuth gibt, während er in Wirklichkeit reich, sehr reich ist. Er fürchtet, daß Sie, wenn Sie wüßten, daß er reich ist, Mißtrauen gegen ihn hegen würden. Jetzt ist seine frühere Geliebte, die er treulos verlassen hat, hier angekommen, eine junge Witwe und berühmte Schauspielerin. Ich schlage Ihnen vor,

sich zu überzeugen. Wenn Sie mir gütigst morgen früh ein Zusammentreffen bewilligen, so werde ich Sie zu ihr führen. Sie können sich ihr ja als junge angehende Künstlerin vorstellen. Sie werden aus ihrem Munde die Wahrheit meiner Angaben bestätigen hören."

"Ich verstehe nicht," erwiderte Louise, "welches Interesse Sie haben, mir diese Mittheilungen zu machen. In jedem Fall will ich mich aber überzeugen."

Louise verabredete nun mit Baron Marburg ein Zusammentreffen. Marburg hatte Louise zufällig gesehen, er hatte Erkundigungen über das junge Mädchen eingezo-gen und auch das Nähere über ihr Verhältniß zu Brandis erfahren. Darauf baute er seinen Plan und die Ankunft von Babette Schütz war ihm besonders um dessentwillen so angenehm, weil sie für ihn eine gewaltige Bundesgenossin war. Sie wollte Brandis um jeden Preis wieder erobern und so verabredeten Beide den Plan, daß Babette Louise erzählen sollte, wie Brandis mit ihr genau dasselbe Spiel getrieben, welches er jetzt mit Louise zu treiben scheine. Es war anzunehmen, daß die scheinbaren Beweise von Falschheit, welche Beide dem arglosen jungen Mädchen vorzubringen hofften, dieses zum Bruch mit Brandis veranlassen würde. Dann hatten Beide freie Hand.

Wie wir gesehen haben, gelang der Plan vor=trefflich. Mit vollendeter Schauspielerkunst erzählte Babette dem jungen Mädchen, wie Brandis sie getäuscht habe, wie sie in der Meinung, er sei ein armer, junger Mann, ihm ihr Herz geschenkt, wie er sie dann mit der Aussicht, sie zu heirathen, über ein Jahr lang hingezogen, dann als er ihrer überdrüssig geworden, und sie ihn einmal an sein Versprechen erinnerte, er ihr gesagt, daß er, der reiche Dr. Brandis, verrückt sein müsse, wenn er ein so armes Mädchen wie sie, heirathen solle, noch dazu eine Schauspielerin.

Louise war fast einer Ohnmacht nahe, als sie das hörte. Die Art und Weise wie Babette zu ihr sprach, war so bestimmt und so im Tone der Wahrheit, daß sie nicht im Geringsten mehr zweifelte. Sie war empört. Sie eilte nach Hause. Ihrem Vater beschloß sie, vorläufig nichts zu sagen. Dagegen ging sie unmittelbar nach dem Mittagessen aus, um zunächst die andere Wohnung von Brandis, deren Adresse ihr Marburg gesagt, aufzusuchen. Sie fand den jungen Arzt nicht zu Hause. Sie hatte sich vorgenommen, ihm kurz mündlich ihren Entschluß, sich von ihm zu trennen, kundzugeben. Von dem Hausmeister des Hauses, in welchem Brandis seine elegante Wohnung hatte, hörte sie die Angaben von Marburg über seinen Reichthum bestätigt.

Das war ihr ein Beweis, daß auch alles Uebrige wahr sein müsse. Nun ging sie wieder zu Babette, welche ihr zuredete, Wien zu verlassen. Wir wissen, daß Louise an diesem Abend nicht mehr nach Hause ging, sondern bei Babette im Hotel zur goldenen Ente die Nacht zubrachte. Es war der Intriguantin gelungen, Louise dergestalt zu umgarnen, daß das junge Mädchen ihr blind vertraute. Wir wissen, wie Babette an dem Abend bei Marburg den Versuch machte, den jungen Arzt wieder für sich zu gewinnen, allerdings nur mit einem momentanen Erfolg, denn sie sah Brandis nachher nie mehr wieder.

Marburg war mit dem Director des deutschen Theaters in Bukarest befreundet. Er wußte, daß es ihm leicht sein werde, diesen zu bestimmen, das junge Mädchen und ihren Vater zu engagiren, da er bereit war, die Gagen für Beide zu zahlen und er bei seinen Verbindungen auch sonst dem Theaterdirector von großem Nutzen sein konnte. Der Agent Müller schloß daher einen fingirten Engagementsvertrag mit Beiden ab, welchen Marburg dann in Bukarest gegen einen echten umtauschen wollte. Da er die Absicht hatte, den Winter in Bukarest zu bleiben, hoffte er, das junge Mädchen leicht zu gewinnen. Er war ein schlauer, vorsichtiger Charakter und hatte durch seine vielen Liebesverhältnisse

sich eine große Gewandtheit im Umgang mit Frauen erworben.

Vorläufig war Louise tief gebeugt. Als sie da in Pest in dem Zimmer des Hotels dasaß, und das Bild des ihr so lieben Mannes betrachtete, traten ihr die Thränen in die Augen und sie fühlte ein gewisses Gefühl der Reue, daß sie doch nicht wenigstens mit ihm gesprochen. Vielleicht hätte er sich doch rechtfertigen können. Sie konnte es nicht glauben, daß der Mann, der, seit sie ihn kannte, für sie der Inbegriff alles Guten war, so grausam sie getäuscht haben sollte. Dann wieder empörte sich ihr Stolz bei dem Gedanken, daß Brandis sie nur zu seiner Maitresse hätte machen wollen.

Da klopfte es an der Thür. Auf ihr „Herein“ öffnete sich dieselbe und Marburg trat ein. Rasch klappte sie das Photographie-Album zusammen und erhob sich.

„Sie sehen, Fräulein, ich habe Wort gehalten. Ich bin mit der Eisenbahn gereist, um sicher zu sein, daß ich Ihren Vater und Sie hier noch träfe.“

Louise war es unangenehm, daß Marburg sie und ihre Gedanken gestört, doch fühlte sie sich ihm dankbar verpflichtet, nachdem, wie sie glaubte, es besonders seinen Empfehlungen zu danken gewesen, daß der Agent Müller das En-

gagement nach Bukarest mit ihnen Beiden abgeschlossen. Sie zwang sich daher zu einer gewissen Freundlichkeit, so gut wie ihre trübe Stimmung ihr dies möglich machte.

„Mein Vater ist ausgegangen, Herr Baron,“ sagte sie, „er wird bedauern, wenn er nach Hause kommt, daß Sie sich vergebens hieher bemüht.“

„O,“ rief Marburg, „ich warte etwas, vorausgesetzt, daß Sie mir es erlauben. Wir sind ja auf der Reise und können da etwas weniger streng sein. Ich möchte, da wir ja doch die Fahrt bis Bukarest von hier aus zusammen machen, mit ihm gern einige Verabredungen treffen, und ich weiß nicht, ob meine Geschäfte mir es erlauben, heute noch einmal wiederzukommen.“

Das junge Mädchen lud nunmehr Marburg zum Sitzen ein und die Unterhaltung war bald in Fluß.

Marburg schilderte Louise Bukarest, das Leben dort und die Person ihres zukünftigen Directors und wußte es durch sein Geplauder bald dahin zu bringen, daß die Gedanken an Brandis allmählig wichen. Der ungezwungene Ton, in welchem Marburg mit ihr sprach, gefiel ihr und er brachte es dahin, daß sie, als er endlich sich, nachdem der alte Musiker zurück war und er mit ihm festgesetzt hatte, daß die kleine Gesellschaft den anderen Tag die Reise mit dem Dampf-

schiff fortsetzen wollte, entfernte, sogar recht froh war, die lange Reise in Begleitung eines so liebenswürdigen Mannes zu machen. Ihr Vater, dem sie Alles mitgetheilt, war über Brandis im höchsten Grade entrüstet und gerade der Gedanke, daß für sein Kind es am Besten wäre, wenn es auf einige Zeit Wien verliesse, bestimmten den alten Mann, die Stadt, in welcher er so lange Jahre gelebt, zu verlassen. Kommen sie in mehreren Monaten zurück, so hoffte er, würde Louise Brandis vergessen haben. Deshalb gab er seine Wohnung nicht auf, sondern hinterließ einen Brief an Hanni, der sie ermächtigte, bis auf Weiteres in der Wohnung zu bleiben.

Am anderen Morgen fuhren Marburg, der alte Musiker und Louise nach Bukarest weiter.

Wenden wir uns nun zu dem immer noch franken Grafen Westphalen. Er war inzwischen so weit hergestellt, daß er das Bett wieder verlassen konnte, und mit den zunehmenden Körperkräften gewann er auch seine geistige Klarheit wieder. Er wußte nunmehr, daß er sich bei seiner Verwandten, der Prinzessin Gisela von Hochberg befand und es war ein lebhaftes Dankgefühl, welches ihn für diese seine treue Pflegerin befeelte.

Gisela widmete ihm immer noch die größte Aufmerksamkeit. So kam es, daß die beiden jungen Leute sich allmählig an einander gewöhnten. Allerdings war die Kluft zwischen ihren religiösen und politischen Ansichten in ihrem Gespräch bald zu Tage getreten, aber da keines das Andere verletzen wollte, so vermieden sie es, Religion oder Politik in ihren Gesprächen zu berühren. Und doch war es ein gewisser Kummer, der gerade in dieser Beziehung den Grafen drückte. Er sah ein, daß sein Lieblingswunsch, dem heiligen Vater Dienste zu leisten, nicht in Erfüllung gehen würde, denn nach dem Urtheil des Arztes bedurfte er des ganzen Sommers zu seiner Pflege. Der Gedanke an die Vereitelung seines Lieblingsplanes war der einzige, der ihn manchmal recht tief niederdrückte.

„Ich glaube zu ahnen,“ sagte Gisela eines Tages zu ihm, „daß die Vereitelung Ihrer Hoffnung Ihnen, Herr Graf, jetzt oft das Herz schwer macht, und doch sollte ich glauben, daß Sie gerade mehr als ein Anderer eine Fügung der Vorsehung darin erblicken sollten.“

„Möglich,“ erwiederte der Graf, „doch ist es menschliche Schwäche, gegen die dunklen Wege, die uns der Himmel gehen läßt, zu murren.“

„Wie,“ sagte Gisela lächelnd, „ein Ritter des heiligen Geistes, ein Vertheidiger der Kirche

murrt? Vielleicht ist es im Plane der Gottheit, Sie für andere, größere Thaten zu bewahren. Wer weiß, ob in Rom nicht vielleicht Sie Ihr Leben verloren hätten."

"Ich hätte es mit Freuden hingegeben," entgegnete Graf Victor im Bewußtsein, für eine große und gerechte Sache zu sterben.

"Ich achte die Begeisterung für jede Sache, wenn diese Begeisterung wahr und echt ist. Aber andererseits glaube ich, daß man auf jedem Gebiete Gott dienen kann und daß es nicht nöthig ist, gerade darauf zu bestehen, daß es auf dem einen, dem rein kirchlichen geschehen muß."

"Wie meinen Sie das?" frug Graf Victor.

"Nun, nach meiner vielleicht etwas febrischen Ansicht hat, wenn überhaupt eine Vorsehung existirt, dieselbe jedem Menschen bereits bei seiner Geburt seinen Wirkungskreis angewiesen. In diesem soll er bleiben; verläßt er ihn eigenmächtig, so trifft ihn die Strafe."

"Nun, und glauben Sie, das sei bei mir der Fall?"

"Ja, ganz gewiß. Sie haben Güter, Ihre Geburt und Ihr Besitz legen Ihnen die Verpflichtung auf, in einem höheren Grade als Andere für das Wohl der Menschheit thätig zu sein. Sie wollen diese Aufgabe nicht lösen, sondern streben nach einem Ziele, welches Ihnen fern liegt."

„Als katholischer Christ,“ entgegnete der Graf, „muß es mein nächstes Ziel sein, dem bedrängten heiligen Vater Hilfe zu leisten.“

„Ich will nicht untersuchen,“ sagte Gisela, „ob der heilige Vater wirklich in so großer Bedrängniß sich befindet. In jedem Fall aber glaube ich, daß die Hilfe, welche Sie ihm als Zuavenofficier leisten, nicht so in's Gewicht fällt. Ich würde es dem heiligen Vater überlassen, seinen Besitz durch diejenigen zu vertheidigen, deren Lebensberuf es ist, nämlich seinen Unterthanen.“

„Den Römern! O nein, Durchlaucht, da kennen Sie die Verhältnisse nicht. Die Römer sind ja im Bunde mit den räuberischen Piemontesen. Gerade sie sind am ehesten bereit, den heiligen Vater zu verrathen.“

„Dann muß der Segen der päpstlichen Herrschaft eben nicht sehr groß sein, sonst würden die Römer Alles aufbieten, diesen Segen sich zu erhalten.“

„Sie sind wirklich eine gefährliche Ketzerin. Doch lassen wir das. Vielleicht irre ich; wenn ich aber im Irrthum bin, so ist es der Irrthum, den Erziehung und Verhältnisse in mir erregt. Jetzt bin ich ja so gezwungen, für die nächste Zeit Ihren Rath zu befolgen und mich dem Wirkungskreise zuzuwenden, welchen die Geburt mir angewiesen.“

„Was gedenken Sie zu thun?“ frug Gisela.

„Darüber bin ich mit mir selbst noch nicht einig. In jedem Fall werde ich einige milde Stiftungen auf meinen Gütern machen und zum Danke für meine Rettung aus Lebensgefahr eine Kirche bauen.“

Gisela lächelte. „Ich begreife den Trieb, dankbar zu sein, obgleich die Art und Weise, den Dank auszudrücken, nicht nach meinem Geschmack ist.“

„Nun, was würden Sie thun?“

„Schulen errichten, den Bauern nützliche Bücher verschaffen, damit sie in der freien Zeit, welche ihre Arbeit ihnen läßt, lesen können; Arbeitercolonien anlegen, landwirthschaftliche Vereine gründen und dergleichen mehr.“

„Sie sprechen ja darüber mit der Sachkenntniß eines Mannes, Durchlaucht,“ entgegnete der Graf lächelnd. „Nur bedauere ich, daß Ihre Neigungen so durchaus weltlich, dem Christenthum feindlich sind.“

„Nicht dem Christenthum, sondern einer exclusiven, übertriebenen Religiosität, die ich eher für schädlich, als für nützlich halte.“

Der Graf stand langsam auf und trat an das Fenster. Offenbar hatte die Wendung, welche das Gespräch genommen, ihn peinlich berührt,

jedoch war er zu sehr Weltmann, um seiner Pflegerin zu nahe zu treten.

Auch Gisela bereute fast, daß sie so weit gegangen und vielleicht die religiösen Gefühle des Genesenden gekränkt hatte. Unwillkürlich trat sie neben ihn an das Fenster. Sie schauten schweigend beide hinaus auf den Mehlmarkt.

Da richtete plötzlich der Graf seinen Blick nach der Plankengasse zu.

„Sehen Sie da, Durchlaucht, Fräulein Corinna, Ihre Gesellschaftsdame, in Begleitung eines Husarenofficiers.“

In der That war es Corinna, welche von der Plankengasse her quer über den Platz schritt. Neben ihr ging, wie Gisela sofort erkannte, Baron Hornah.

Dicht an dem Hotel richtete Corinna ihre Augen nach dem Fenster empor und in Folge dessen sah auch Hornah hinauf.

„Ah, die Prinzessin,“ sagte er zu Corinna, „wer ist der Herr, welcher sich bei ihr befindet?“

„Der junge Graf Westphalen, den Sie ja kennen. Sie wissen ja, daß er auf dem Schmelzer Friedhose mörderisch angefallen und lebensgefährlich verwundet wurde. Er befindet sich seitdem in der Pflege der Prinzessin, welche mit ihm verwandt ist.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete Hornay, „der arme Westphalen, ich hätte ihn wahrhaftig nicht erkannt, er hat sich sehr verändert. Ich würde ihn gerne besuchen, aber ich will jedes Zusammentreffen mit der Prinzessin vermeiden. Uebrigens scheinen Beide ja schon recht vertraut zu sein.“

Hornay und Corinna grüßten hinauf und bald darauf, am Thore des Hotels angekommen, verabschiedete sich der Baron von Corinna.

Inzwischen hatte oben, als das Paar etwas näher gekommen war, der Graf zu Gisela gesagt: „Wie ich sehe, ist dies ja mein Freund Hornay. Er scheint auf mich ganz vergessen zu haben, sonst hätte er mich längst besucht.“

Gisela erröthete. Sie wußte eigentlich selbst nicht, warum sie den Gedanken, daß Westphalen um ihr Verhältniß zu Hornay wissen könnte, sie so peinlich berührte, aber in jedem Fall fühlte sie, daß es ihr unangenehm wäre, irgendwo mit Beiden zu gleicher Zeit zusammenzutreffen.

Es war ihr lieb, daß inzwischen Corinna eintrat und dadurch dem Gespräch ein Ende bereitete.

Corinna verabschiedete sich wieder bald von der Prinzessin und begab sich in ihr Zimmer. Sie war heute erregter als jemals.

Es lag nicht in ihrer Natur, über ihre Gefühle sich selbst unklar zu sein. Sie hatte eigentlich nur auf Wunsch Gisela's Beziehungen zu Hornay angeknüpft. Sie kannte und wußte alle seine Verhältnisse und daß er jetzt gerade als ruiniert zu betrachten sei, daß die arme Elise von Treuenfels die größten Opfer brachte, um seine peinliche Lage in Etwas ihm zu erleichtern, daß er trotzdem ein absolut leichtsinniger Mensch sei, der, wenn auch augenblicklich durch einen Schicksalsschlag niedergedrückt, bald wieder Alles vergesse und in den Tag hineinlebe.

Trotzdem konnte sie sich nicht verhehlen, daß der junge Officier ihr manches Interesse einflöße. Sie erkannte, daß unter allen den Fehlern und Schwächen, die wohl vorzugsweise seiner Erziehung zuzuschreiben waren, doch in Hornay ein guter Kern lebte und daß er kein eigentlich schlechtes Herz besaß. Eine ernste Neigung allerdings konnte der Officier ihr nicht einflößen, dazu wäre er geistig ihr nicht ebenbürtig genug. Aber andererseits wußte sie, daß Hornay zu ihr in einer blinden Leidenschaft entflammt sei und sie sagte es sich, daß es unrecht von ihr sei, mit ihm zu spielen und dadurch ihn noch mehr Elisen zu entfremden.

Erst heute, wo sie ihm ein Zusammentreffen bewilligt, hatte er wieder die glühendsten Liebes-

schwüre ihr gegeben und Corinna, welche dabei an Elise dachte, kam sich vor, wie ein Dieb, der den Anderen um sein Eigenthum bestiehlt. Sie beschloß, dem ein Ende zu machen, nur das „Wie“ war ihr unklar.

Sie hatte eigentlich die Absicht gehabt, mit Gisela darüber zu sprechen, jedoch wollte sie dies nicht in Gegenwart des Grafen thun.

Aus ihrem Sinnen wurde sie unterbrochen durch den Kammerdiener Gisela's, der ihr eine Karte brachte.

„Capitaine Dejeune“ stand mit französischen Lettern darauf geschrieben. Den ersten Augenblick dachte sie, es sei der ihr bekannte junge Bildhauer, doch der Titel „Capitain“ deutete auf eine andere Person. Sie erinnerte sich nicht, jemals einen Capitän Dejeune gekannt zu haben.

„Der Herr wünscht gewiß Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin zu sprechen“ sagte sie zu dem Diener, welcher, auf Antwort wartend, dastand.

„Nein“, entgegnete dieser, „ausdrücklich hat er nach dem gnädigen Fräulein gefragt und verlangt, daß ich dem Fräulein die Karte übergebe.“

„Lassen Sie den Herrn eintreten“, erwiederte Corinna kurz und nicht ohne auf den zu erwartenden Besuch neugierig zu sein.

Der Herr, der nunmehr eintrat, war derselbe alte Franzose, den wir als Freund des älteren Baron Meding kennen.

Einen Augenblick betrachtete Corinna ihn aufmerksam, als wenn sie seine Züge in ihrer Erinnerung hervorsuchen wollte, dann ging sie einige Schritte ihm entgegen.

„Ich bin überrascht, Sie in Wien zu sehen,“ sagte sie in zwar freundlichem, aber doch feierlichen Tone. „Als ich Ihre Karte empfing, wußte ich natürlich nicht, wer es sei, den ich erwarten sollte.“

Der alte Franzose verbeugte sich.

„Es ist mein Erscheinen doch wohl nicht so überraschend. Sie wissen, daß im Jahre 1870 wir uns wiedersehen sollten. Wir sind schon mehrere Monate in Wien, ich wußte auch, daß Sie hier seien, vermied es aber, Sie aufzusuchen.“

Corinna war bleich geworden. Sie trat an einen im Zimmer stehenden Schreibtisch, stützte ihr Haupt auf die Hand und blieb eine Weile schweigend.

„Ist er auch hier,“ frug sie nach dieser Pause mit fast tonloser Stimme.

„Ja!“ entgegnete der Franzose.

„Er weiß, daß ich hier bin?“

„Erst seit heute. Mit Mühe habe ich ihn zurückgehalten, herzukommen, er brennt vor Ver-

langen, Sie zu sehen und zu sprechen, er hat viel gelitten — — —“

„Genug,“ rief Corinna, „genug. Ich will diesen Mann nie sehen, nie! Verstehen Sie mich. Er hat kein Recht an mich.“

„Er liebt Sie!“ entgegnete der Franzose.

„Sie lügen, Sie lügen mit Bewußtsein und mit Absicht. Dieser Mann kann mich nicht lieben. Er muß mich verachten, tief verachten.“

Ein heftiger Thränenstrom brach aus den Augen des jungen Mädchens. Ein fast convulsives Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

Mitleidsvoll betrachtete sie der Franzose.

„Armes, armes Kind,“ murmelte er leise.

Corinna faßte sich bald wieder. Sie erhob ihr noch thränenfeuchtes Antlitz.

„Ich will ihn doch sehen. Ich will ihn selbst sprechen, begleiten Sie mich zu ihm, jetzt, jetzt gleich.“

„Nein,“ entgegnete der Franzose, „Sie sind zu aufgereggt, Sie handeln in Uebereilung. Warten Sie noch einen Tag wenigstens.“

„Nicht eine Stunde. Ich will es ihm selbst sagen, daß ich nie, nie sein Recht anerkenne. Wenn Sie sein und mein Freund sind, begleiten Sie mich zu ihm!“

Fünftes Capitel.

Die Schatten der Vergangenheit.

Corinna und der alte Franzose fuhren vom Hotel Munsch aus nach einem Hause am Franz-Josefs-Quai gerade gegenüber dem Carlskettensteg.

Corinna hatte einen leichten, weißen Mantel angezogen und ihr Gesicht mit einem Schleier verhüllt.

Am Ziele ihrer Fahrt stiegen sie aus und der Franzose führte das junge Mädchen hinauf in den ersten Stock des Hauses. Er öffnete die Vorthüre und dann die Thür eines großen, sehr elegant eingerichteten Salons, in welchen er Corinna einzutreten bat.

Sie nahm Platz in einem der dort stehenden Fauteuils.

Bald öffnete sich eine Nebenthür und ein Mann trat ein.

Es war Baron Emanuel Meding, derselbe, der uns aus dem alten Posthause als der sogenannte „verrückte Baron“ bekannt ist.

Er blieb stehen und seine Blicke richteten sich auf das junge Mädchen, welches unbeweglich in dem Fauteuil saß.

Keines schien das Schweigen unterbrechen zu wollen.

Endlich begann Corinna.

„Sie haben den Wunsch ausgesprochen, mich zu sehen, hier bin ich.“

Er antwortete noch immer nicht, aber seine Augen richteten sich mit einem fast flehenden Ausdruck auf die Dasißende.

„Corinna!“ sagte er endlich mit bebender Stimme.

Es entstand wieder eine peinliche Pause.

Das junge Mädchen schlug den Schleier zurück. Ihr Gesicht hatte einen stolzen, eisigen Ausdruck angenommen.

„Ich höre,“ begann sie in schneidendem Tone, „Sie sind nach Wien gekommen, um Ihre Rechte an mich geltend zu machen. Es sind Jahre vergangen seit jenem unglücklichen Vorfall, der mich an Sie kettete. Ich hoffte bereits wieder, daß der Sonnenschein des Glückes in mein zerstörtes Leben fallen würde, jetzt kommen Sie wieder und alle meine Hoffnungen sind vernichtet.“

Sie schwieg. Er antwortete nicht, doch war es, als ob ein tiefer schwerer Seufzer sich aus seiner Brust emporrang.

„Corinna,“ begann er endlich, „es sind lange Jahre vergangen, Jahre tiefen Leidens für mich. Ich habe gehofft, daß Reisen, Zerstreuungen die Erinnerung an Sie in mir ertöbten würden, doch vergebens. Ich komme nicht meine Rechte geltend zu machen, sondern um Sie um Ihre Liebe zu flehen.“

„Das ist vergebens,“ entgegnete Corinna. „Ich bin Ihr Weib, das ist wahr. Das Gesetz wird auf Ihrer Seite stehen, aber Sie wissen, daß ich nie, niemals darenin willigen werde, an Ihrer Seite als Gattin zu leben. Sie haben für immer, für ewig mich von Ihnen getrennt. Ich habe nie Ihren Namen getragen, nie will ich ihn tragen.“

„Corinna, hören Sie mich an. Es war ein großer Leichtsinn von mir unser Verhältniß von damals. Ich glaubte mit Ihnen spielen zu können, Sie liebten mich. Ich weiß es,“ fuhr er lebhafter fort, als er sah, daß Corinna eine abwehrende Handbewegung machte, „ja Sie liebten mich, das Opfer, welches Sie brachten, um meine Ehre zu retten, bewies es mir. Es war die Eitelkeit, die mich trieb, um Sie, die gefeierte Künstlerin, das schöne Weib, zu deren Füßen die Männerwelt lag, zu werben. Als ich endlich gesiegt hatte, da erwachte ich und erkannte, daß ich damals noch ein Bild in meinem Herzen trug, welches bis

jetzt noch nicht ganz verloschen ist. Da kam jener Unglückstag. Jene Nacht der tollsten, wahnsinnigsten Leidenschaft. Damals, als ich lachend den Schlüssel zu Ihrem Schlafgemach auf eine Karte setzte, und an den Prinzen ihn verspielte, damals ahnte ich nicht, daß jener aus dem Spiele Ernst, fürchterlichen Ernst machen würde. Ich stieß mich selbst aus dem Paradies, welches Sie mir geöffnet.“

„Wir trennten uns. Sie gaben mir damals das Versprechen, in sechs Jahren, im Jahre 1870, wieder mit mir zusammenzutreffen und Ihr Herz entscheiden zu lassen. Corinna, ich habe in diesen sechs Jahren unablässig an Sie gedacht. Die Nacht des Wahnsinnes hat meinen Geist umdunkelt, ich suchte den Tod und fand ihn nicht, aber immer schwebte Ihr Name auf meinen Lippen. Corinna, sagen Sie mir jetzt Ihre Entscheidung.“

Das junge Mädchen hatte ruhig zugehört. Dann erhob es sich stolz.

„Ich verachte Sie!“ sagte sie ruhig und laut. „Die Corinna von damals steht nicht mehr vor Ihnen, auch mich haben die Jahre gereift und frühzeitig mir die Kraft gegeben, die sonst das Weib in meinen Jahren entbehrt. Sie mögen sich gebessert haben, Sie mögen gethan haben, was immer, das Verbrechen, was Sie an mir began-

gen, vermögen Sie nie zu sühnen. Wir sind getrennt, geschieden für immer.“

Da war es, als ob ein wilder Dämon den Mann erfasse.

Seine Augen rollten wild, sein Gesicht überzog sich mit einer dunkelflammenden Röthe.

„Du bist mein Weib“, rief er mit gellendem Tone, „Du mußt es sein oder Du verläßt das Zimmer nicht mehr lebendig.“

Er wollte sich auf Corinna losstürzen, da fühlte er sich von einem kräftigen Arm erfaßt, der ihn zurückschiebt und gleichzeitig schlangen sich zwei weiche Mädchenarme um seinen Hals.

Es war der alte Franzose und Hanni, welche herbeigeeilt waren.

„Vater, um Gotteswillen, was ist’s“, rief Hanni angstvoll aus.

Doch er antwortete nicht, eine tiefe Blässe trat plötzlich in seinem Gesichte an die Stelle der Röthe und ohne ein Wort zu sagen, stürzte er bewußtlos zusammen.

Corinna hatte in dem Augenblick, als der Franzose und Hanni hereintraten, das Zimmer verlassen. Sie fuhr zurück nach dem Hotel Münch.

Am andern Morgen wartete Prinzessin Gisela vergebens auf Corinna's Erscheinen. Als endlich sie besorgt ihre alte Kammerfrau in Corinna's Zimmer schickte, fand diese dasselbe noch verschlossen. Alles Klopfen war vergebens und Gisela, voll Angst, daß ihrer Freundin, denn als solche betrachtete sie Corinna, in der Nacht ein Unfall zugestoßen sein konnte, ließ endlich das Zimmer gewaltsam aufbrechen.

Im Bette lag Corinna todt. — — —

Auf dem Tisch befand sich ein Brief an Gisela, ein Brief an Baron Hornay und ein Brief an den ehemaligen Vater Josef.

Corinna hatte mittelst Gift ihrem Leben ein Ende gemacht.

In dem Brief an Gisela bat sie dieselbe um Verzeihung, daß sie durch ihren Selbstmord ihr Verlegenheit bereite.

„Es sind jetzt sieben Jahre her“, hieß es in dem Briefe, „als ich am Rhein den Baron Emanuel Meding kennen lernte. Ich war damals eine viel gefeierte, viel umworbene Künstlerin. Man erzählte von dem Baron, daß er große Reisen gemacht, ein abenteuerliches Leben geführt. Auf seiner Person ruhte für mich der Reiz des Geheimnißvollen.“

„Er näherte sich mir. Ich schenkte seinen Liebesbetheuerungen Gehör. Er versprach mir die Ehe und in dem Dorfe Unkel bei Bonn wurden wir im Stillen getraut, denn der Baron gab vor, daß Familienrücksichten ihn zwingen, vorläufig unsere Ehe noch nicht bekannt werden zu lassen. Niemand, außer den vertrauten Freunden, darunter ein alter Franzose, den der Baron im Orient kennen gelernt, wußten um unser Geheimniß.

„Wir reisten zurück nach Wiesbaden. An meinem Gatten, der wie bisher getrennt von mir lebte, bemerkte ich bald auffallende Zerstretheit, bald eben so große Niedergeschlagenheit. Ich vermuthete, daß er am grünen Tische spiele und große Summen verlöre und diese Vermuthung war richtig.

„Da eines Abends geschah etwas Schreckliches. Spät, nach 11 Uhr, drang er mit einem Spielgenossen, dem Prinzen S., in mein Schlafgemach; er erklärte mit dürren Worten, daß er mich verspielt; daß der Prinz auf sechs Jahre die Rechte, welche er als Gatte besäße, im Spiel gewonnen habe.

„Ich war vor Schreck und Entsetzen erstarrt.

„Ich wollte um Hilfe rufen, da erklärte mir

der Prinz, daß in diesem Falle mein Mann, der Mann, den ich liebte, als Falschspieler den Behörden übergeben werden würde.

„Ich opferte mich. Aber nur, um an dem Tage mich loszureißen und diesen Mann, der mich so tief erniedrigt hat, für immer zu fliehen. Jetzt ist er hier. Er ist mein legitimer Gatte. Das Gesetz steht an seiner Seite. Er macht sein Recht auf mich geltend.

Ich habe den Tod gewählt, um ihm nicht angehören zu müssen. Corinna.“

Gisela war tief bewegt und vergoß an der Leiche des schönen unglücklichen Mädchens die heißesten bittersten Thränen.

Die Leiche wurde auf Befehl Gisela's so prachtvoll als möglich aufgebahrt.

Es war am Abend dieses Tages, da kam auch Baron Hornay, um an der Leiche Corinna's zu beten.

Vom tiefsten Schmerz erfaßt, sank er am Sarge hin.

Es war mehr als eine jener gewöhnlichen oberflächlichen Neigungen, welche Hornay zu Corinna empfunden hatte und gerade solchen Menschen, bei denen Neigungen und Leidenschaften

bunt mit einander abwechseln, wird die Dauer durch die Stärke der Empfindung ersetzt. In dem Augenblick, wo Hornay an dem Sarge Corinna's kniete, war es ihm, als ob außer ihr kein Weib mehr für ihn einen Werth haben könnte, als ob er, der ja doch Corinna nie besessen, durch ihren Tod Alles verloren habe. (Siehe die Illustration des 20. Hefstes.)

Es war ein leichter Frauenschritt, der den Rittmeister aus seinem Sinnen erweckte. Gisela war eingetreten.

Hornay richtete sich empor. Zum ersten Male seit so langer Zeit standen die Beiden einander und unter vier Augen sich gegenüber.

Beide schwiegen. Hornay hielt die Augen gesenkt, während Gisela ruhig ihre Blicke nach ihm gerichtet hatte.

„Baron Hornay“, begann Gisela mit ruhiger, aber sehr ernst tönender Stimme, „an dem Sarge ist nur Platz für die Wahrheit, nie für die Lüge. War Ihnen die Verstorbene theuer, stand Sie Ihnen nahe?“

Hornays Stolz empörte sich bei dieser Rechenschaftsforderung.

„Durchlaucht“, entgegnete er von vor Zorn bebender Stimme, „ich liebte sie, ob sie meine



Seite 548.



John 218

Liebe erwiederte, weiß ich nicht, aber ich bin Niemandem, wer es auch sei, Rechenschaft über dieses Verhältniß schuldig.“

„Niemandem?“ frug Gisela, „selbst der Todten nicht, vor der wir stehen und welche in ihrem letzten Briefe Sie ermahnt hat — —“

„Durchlaucht“, entgegnete Hornay gereizt, „ich glaube, es ist hier nicht der geeignetste Ort zu derartigen Erörterungen und ich finde, daß auch unsere Beziehungen zu einander längst so erkaltet sind, um uns zu gegenseitigen Vertrauten unserer Gefühle zu machen.“

„Sie mögen Recht haben, ich will die Todte damit verschonen, Zeugin von Worten zu sein, deren Werth sie im Leben nur zu genau zu schätzen wußte, aber“, fügte Gisela in mildem Tone hinzu. „Hornay, besinnen Sie sich, gerade die Leiche dieses unglücklichen, durch den Leichtsinne eines Mannes geopfertem Mädchens predigt ja lauter, als alle Worte es vermögen. Und kennen Sie Niemanden, der vielleicht durch Ihre Schuld von einem ebenso großen Seelenleiden gedrückt ist, wie dasjenige war, welches der unglücklichen Corinna das Gift in die Hand drückte. Fritz“ — mit diesem Worte näherte sich Gisela schmeichelnd bittend, ihre Augen in fle-

hendem Ausdruck auf Hornahs Gesicht gerichtet — Fritz, Sie haben mir einst Liebe geschworen und auch ich liebte Sie. Lassen Sie mich Ihr guter Engel sein, jetzt, nachdem wir durch Zeit und Verhältnisse getrennt sind, lassen Sie mich Ihr Herz davor bewahren, einem edlen, guten Mädchen die tiefste Kränkung zuzufügen. Ich kenne Ihr Verhältniß zu Elise von Treuenfels, welche meine Freundin ist. Bis jetzt ahnt Elise noch nicht, daß Sie sie hintergehen. Es würde für sie, die nur in dem Gedanken an Sie lebt, ihr Tod sein. Elise ist bei mir, Fritz, ein merkwürdiger Zufall hat sie hergeführt zu derselben Zeit, als Sie kamen. Ich hielt sie zurück, um sie nicht mit Ihnen hier zusammentreffen zu lassen.

Kommen Sie mit mir, ich werde Sie zu Elise führen und Ihre Anwesenheit durch einen Besuch bei dem kranken Grafen Westphalen erklären. Vorher aber noch Eines. Ich kenne Ihre Verhältnisse genau. Ueberlassen Sie mir die Regelung derselben. Betrachten Sie mich als Ihren besten Freund und Kameraden. Ich weiß, daß Sie an den Grafen Westphalen um Hilfe sich gewendet. Dieselbe wird Ihnen im größten Maßstabe zu Theil werden, jedoch hat Graf Westphalen die Entscheidung in meine Hand ge-

legt. Fritz, zum letzten Male nenne ich Sie mit diesem Namen, nehmen Sie die Hilfe an, die Ihnen Ihre Freunde bieten und werden Sie glücklich dadurch, daß Sie dem treuesten Wesen, daß Sie der so hart geprüften Elise eine ruhige sichere Zukunft bieten."

Hornay war keines Wortes mächtig. Gisela hatte zu ihrer Fürsprache allerdings den geeignetsten Moment gewählt. Das Mittel, den leichtsinnigen Officier zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen, war zwar ungewöhnlich und drastisch, aber es wirkte.

Schweigend reichte er Gisela die Hand.

"Es ist wahr", sagte er nach einer kleinen Pause, "Sie sind mein guter Engel. Ich werde thun, wie Sie es wünschen. Gehen wir zu Elise."

Es war ein Trauerhaus, aus welchem eine Stunde später Elise und Hornay weggingen, aber für sie war es ein Haus des Glückes geworden.

Als Hornay an der Hausthür von Elisens Wohnung sich von ihr verabschiedete, umarmte er sie herzlicher als je.

Einige Wochen später sehen wir Hornay mit Elise auf dem Nordbahnhof den Zug nach Pest besteigen. Hornay hat seine Stellung als Officier

verlassen und von dem Grafen Westphalen mit reichlichsten Geldmitteln versehen, begibt er sich mit Elise, seiner nunmehrigen jungen Frau, nach Ungarn auf seine Güter, um dieselben selbst zu bewirthschaften.

Dreizehntes Capitel.

Durch Kampf zum Sieg.

Die Untersuchung gegen die gefangenen Arbeiterführer war beendet und die öffentliche Schlußverhandlung begann. Wir können natürlich hier im Rahmen unseres Romans nicht auf eine genaue Skizzirung dieses Processes eingehen und halten dies auch um so weniger für nöthig, als bei dem allgemeinen Aufsehen, welches er erregte, die Einzelheiten der Verhandlung wohl noch in Aller Gedächtniß sind. Dasjenige, was dem Prozesse seine große, für Oesterreichs Zukunft so bedeutende Wichtigkeit gab, war der Charakter desselben, als der eines Processes, der nicht gegen Personen, sondern Ideen geführt wurde. Die einzelnen Personen der hervorragendsten Arbeiterführer, die da auf der Anklagebank saßen,

spielten eigentlich fast gar keine Rolle. Von Allen, von Scheu, von Oberwinder, von Most u. s. w., mußte die Anklage wie die Richter die Personen unangetastet aus dem Spiel lassen, um die ganze Wucht des Gesetzes gegen die Ideen, deren Träger diese Männer sind, zu concentriren.

Der Staat der Zukunft, der Volksstaat, welcher weder Standes- noch Nationalitätenunterschiede kennt, saß vor Gericht als Angeklagter vor dem Staat der Gegenwart, wie er uns überkommen ist aus dem Mittelalter. Es war der erste Zusammenstoß, der in Oesterreich erfolgte und der mit einer äußeren Niederlage der Socialdemokratie endete. Aber wir wissen aus der Geschichte und Erfahrung, daß gerade solche Prozesse am allerehesten geeignet sind, Propaganda für die Unterdrückten zu machen.

Zwei Personen, welche in dem Proceß nicht als Angeklagte, sondern als Zeuge fungirten, ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich: Pater Flourencourt und Edmund Mühlwasser.

In dem Pater hatte sich die socialdemokratische Wandlung rasch genug vollzogen, aber bei ihm ist doch hervorzuheben, daß er als bereits geistig vollständig entwickelter Mensch in diese Bewe-

gung eintrat. Seine Erziehung war eine jesuitische gewesen und deren charakteristische Eigenschaft ist, daß den Zöglingen der Jesuiten nur der Glaube an eine Autorität, an die der Kirche, eingeprägt ist, daß nur dieser gegenüber Unterwerfung gelehrt wird, daß aber alle Waffen des Geistes des Zöglings gespitzt werden, um jede andere Autorität zu untergraben. Der Jesuitismus will herrschen, aber allein herrschen.

Daher finden wir es so häufig, daß unbeirrt um ihre sonstige Lehren die Jesuiten und ihre Zöglinge auf Seite derjenigen stehen, welche gegen die Throne sich empören, und daher kam es auch, daß Flourencourt in seinen religiösen und conservativen Ansichten durchaus kein Hinderniß fand, einer Bewegung sich anzuschließen, deren Sieg eine doch sehr wesentliche Umgestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse nach sich ziehen würde. Seine jesuitisch geleitete Erziehung aber war es auch, welche ihm innerhalb der Socialdemokratie seine ganz bestimmte Stellung anwies.

Alle diejenigen Parteien, welche ein Classeninteresse und nicht wie die Arbeiterpartei ein allgemeines Interesse der gesammten Menschheit vertreten, wollen herrschen und um diese Herrschaft zu ermöglichen, ist für sie der feste, geordnete,

gegliederte Staat, die wirkliche Vereinigung der Gesammtheit Aller zu einem ineinandergreifenden, höheren, gemeinschaftlichen Zwecken dienenden Ganzen, ein Gräuel. Daher sind sie stets Gegner, fanatische Feinde des starken Staates, Anhänger, warme Freunde der föderalistischen Staatssysteme, welche die Ohnmacht des Staates zur Grundbedingung haben. Ist ja doch der Föderalismus nur eine andere Form des Individualismus und mithin im strengsten Gegensatz zu dem Staat der Socialdemokratie, welcher eine stramme, gegliederte Einheit voraussetzt.

Ein Mann, wie Flourencourt mithin, der Kenntnisse genug besitzt, um diesen Elementarsatz zu begreifen, kann nicht unter die Betrogenen gerechnet werden, wenn er mit Pfeifer und Mühlwasser eine föderalistische Minderheit in der socialdemokratischen Partei constituirte. Die Socialdemokratie fordert das unbedingte Aufgehen des Individuums in die Gesammtheit, selbst zu denken und zu fühlen hat das Individuum nur in und durch die Gesammtheit.

Mit seiner föderativen Minorität aber suchte nun Flourencourt gegen die Autorität Oberwinders zu revoltiren, er bildete gewissermaßen die Front der Socialdemokratie, aber gleichzeitig

trennte er sich dadurch unbedingt von der Partei. Nach dieser Richtung hin muß ihrer culturhistorischen Mission nach die Arbeiterpartei strenger sein, als jede andere. Wer nicht mit uns ist, ist wider uns! eine Mittelstellung gibt es nicht. So war Florencourt gerade in dem Augenblick, wo er als Zeuge vor die Oeffentlichkeit trat und wo er selbst wiederholt seine Eigenschaft als Socialdemokrat bekannte, weniger Socialdemokrat, viel weiter entfernt von der Socialdemokratie, als damals, als er auf den Bänken der Jesuitenschule in Baderborn saß.

Anders liegt die Sache bei Mühlwasser. Wir haben in unserem Roman gesehen, wie selbst ein so charakterloser Mensch, wie Liebknecht, ihn einst von seinem Vorgehen gegen Oberwinder und Scheu abmahnte, wir haben gesehen, wie leicht er unmittelbar darauf das Opfer des Polizeiagenten wurde.

Mühlwasser, eingebildet, unfähig, ehrgeizig, ohne eine einzige Eigenschaft des Charakters, welche man als nur mittelmäßig gut hätte bezeichnen können, Socialist nur aus dem Grunde, weil er socialen Schiffbruch erlitten und durch Verübung einiger Diebstähle mit dem Eigenthum in Conflict gekommen war, sah dieser Mensch nur das Eine in der Arbeiterbewegung

sich und für sich ein Piedestal zu gründen, von wo aus man ihn in der Attitüde des Politikers bewundern könnte, gleichzeitig aber glaubte er auch eine Existenz dabei zu finden. Für ihn war die Bewegung eine persönliche Frage, daher auch alles Interesse, rein persönliches Interesse, alle seine Neigungen und Leidenschaften rein persönliche Neigungen und Leidenschaften.

Er wollte Oberwinder stürzen, um seine Stelle in der Bewegung einzunehmen.

In Eisenach hatte er Fiasko gemacht. Um so bequemer kam ihm der Proceß und der Umstand, daß die Polizei und der öffentliche Ankläger sich seiner als Zeuge bedienten. Jetzt war er sicher, daß er durch eine Verurtheilung für mehrere Jahre von dem verhaßten Gegner Oberwinder befreit sein würde und diese Freude erklärt seinen Eifer, welcher ihn fortriß, die Grenze der Wahrheit in seiner Aussage weit zu überschreiten und Fabeln an Fabeln zu reihen.

Er fühlte nicht, daß er gerade dadurch Oberwinder mehr nützte als schadete, daß er gerade dadurch sich selbst den Boden entzog, sein blinder Haß riß ihn fort und am Ende der Verhandlung war er der Einzige, der für immer sich selbst vernichtet hatte. Der Fluch der bösen That ist wohl

noch nie bei einem Menschen so zur erschreckenden Wahrheit geworden, wie an diesem Mühlwasser.

An dem Abend, als das Urtheil gegen die Angeklagten verkündet worden war und in den Palästen auf der Ringstraße manches Auge zufriedener und beruhigter die eiserne Wertheim'sche Cassé in dem Bewußtsein anschaute, daß doch immer noch der Inhalt derselben des Schutzes der Geseze sich erfreue, daß immer noch ein Staat existire, welcher die Erschaffung von Börsenpapieren als ein verdienstliches Werk mit Orden und Ehrenstellen belohnt, an diesem Abend war es, als der junge Bildhauer Dejeune eilig nach dem uns bekannten Hause am Franz-Josephs-Quai schritt, wo, wie wir wissen, Hanni mit ihrem Vater, dem Baron Emanuel v. Meding wohnte.

Seit jenem Abend, wo Corinna bei ihm gewesen und jene heftige Scene stattgefunden hatte, war der Baron heftig erkrankt.

Man hatte es für nicht möglich gehalten, ihm den Selbstmord Corinna's mitzutheilen. Erst als seine Krankheit sich scheinbar zum Besseren wandte, wagte es der alte Franzose, ihm die Nachricht allmählig beizubringen.

Wider Erwarten war der Baron sehr ruhig, als er hörte, daß Corinna sich vergiftet.

Sie ist mir „vorangegangen“, sagte er, „aber sie wird jetzt bereits wissen, daß ich meine Schuld gesühnt und sie wird jetzt mir verziehen haben.“

Jedoch von diesem Tage an nahmen die Kräfte des Barons rapid ab. Hanni, welche ihn mit der größten Aufopferung pflegte, hatte ihm ihr Verhältniß zu dem jungen Bildhauer auseinandergesetzt.

Segnend hatte der Vater die Hände seiner Tochter in die des jungen Arbeiters gelegt, von dem ihm der Franzose erzählt, daß nach den sorgfältigsten Erkundigungen alle, welche mit ihm verkehrten, ihn als einen braven, fleißigen und rechtlichen Mann schildern.

„Der Segen der Arbeit“, sagte der Kranke, als seine beiden Kinder, seine Tochter und deren zukünftiger Mann, an seinem Bette knieten, wird auf euch ruhen. Der äußere Glanz des Namens, an dem so viele zu Grunde gehen, verblaßt gegenüber den hellen Strahlen, welche die ehrliche pflichttreue Arbeit umkränzen.“

Hanni hatte heute Dejeune eilends rufen lassen. „Es scheint“, schrieb sie, „als würde heute der letzte Tag sein, den der Vater erlebe.“

Dejeune trat in das Krankenzimmer. Am Bette ihres Vaters saß Hanni, die bleiche abgemagerte Hand desselben in der ihrigen haltend.

Ein freundliches Lächeln glitt über das Gesicht des Kranken, als er Dejeune, der sich hinter Hanni's Stuhl gestellt, bemerkte.

„Kinder“, sagte er, „es sind meine letzten Worte, welche ich jetzt an Euch richte. Verlaßt nie den Pfad des Rechtes. Ihr habt in Eurem jugendlichen Alter Prüfungen genug aushalten müssen, um ernst zu sein. Du, Hanni, findest in meinem Schreibtische alle Papiere, welche Deine Mutter und Dich betreffen. Du wirst ihr Andenken ehren. Ihr früher Tod war es, der mich in ein wildes, bewegtes Leben hinauswarf, der mich zuerst die Verzweiflung des Herzens kennen lernen ließ. Das schändliche Weib, welches Dich erzogen und welches Dich nicht vermocht hat, die Reinheit Deiner Seele zu gefährden, hat Dich beinahe zu dem Abgrund geführt, in welchem so viele Mädchen zu Grunde gehen. In den Händen hier meines alten Freundes befindet sich ein Capital, welches ich dazu bestimmt habe, ein Haus zu gründen, in welchem junge Mädchen, welche in schlechten Händen sich befinden und sich befreien wollen, Zuflucht finden können.“

„Mein letzter Wunsch ist, neben Corinna von Nebell begraben zu werden.“

Es waren nur noch wenige Minuten, welche der Kranke erlebte, dann schlossen sich seine Augen für immer.

Gisela hatte nach dem Tode Corinna's nicht unterlassen, sich täglich nach dem Befinden des Barons Meding zu erkundigen. Wenngleich sie auch das Benehmen desselben Corinna gegenüber auf das Heftigste tadelte, so war sie doch überzeugt, daß der Baron durch die Leiden und Erfahrungen, so vieler Jahre geprüft, ein ganz anderer Mensch geworden sei und sie konnte, namentlich nachdem sie mit dem Capitän Dejeune, den Freund des Kranken, über denselben wiederholt gesprochen, sich des Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht das Wiedererscheinen Medings nur der äußere Anlaß gewesen, um Corinna's Entschluß, sich das Leben zu nehmen, rascher reifen zu lassen. Es war unlängbar, daß Corinna, theilweise vielleicht durch eigene Schuld, kein angenehmes Leben geführt hatte, und Gisela fand bei dem leidenschaftlichen Charakter Corinna's das Zerfallen mit der ganzen Welt sehr natürlich.

Mit dem Grafen Victor Westphalen besprach sie sich öfter um diese Punkte, freilich ohne mit

ihm in Uebereinstimmung gelangen zu können. Er betrachtete den Selbstmord lediglich von dem rein christlichen Standpunkte, wonach er unter allen Umständen verdammenswerth, durch nichts entschuldbar sei.

Die Heilung des Grafen war inzwischen übrigens soweit vorgeschritten, daß ohne Gefahr für seine Gesundheit befürchten zu müssen, er eine Reise nach irgend einem Badeorte hätte antreten können. Der Arzt hatte sogar wiederholt ihm ein Bad angerathen, doch der Graf schien sich durchaus nicht entschließen zu können!

Gisela hatte inzwischen ihre Villa bei Möd- ling bezogen. Sie sah den Grafen nur noch dann, wenn er nach Möd- ling hinauskam, oder aber wenn sie in irgend einer Veranlassung nach der Stadt fuhr.

„Ich soll in ein Bad reisen, Durchlaucht,“ sagte bei einer solchen Gelegenheit, als er ihr gerade wieder einmal einen Besuch auf ihrer Villa abstattete, Graf Victor zu ihr.

Ein aufmerksamer Beobachter würde bei diesen Worten des Grafen ein leichtes Erbleichen in den Zügen Gisela's wahrgenommen haben, doch sie hatte sich rasch wieder gefaßt und sagte im ruhigsten Tone:

„Wenn es für Ihre Gesundheit zuträglich ist, Graf, sollten Sie nicht säumen.“

„Sie sagen das auch,“ rief Graf Victor aus, „es scheint das eine Art Complot zu sein, mich aus Ihrer Nähe zu entfernen.“

„Aus meiner Nähe? Gewiß nicht. Wir sind,“ fügte Gisela lächelnd hinzu, „ja so lange als politische Gegner beständig einander bekämpfend, unter einem Dach gewesen, daß es für uns wohl leicht ist, auch ferner diesen Kampf fortzusetzen, denn Ihre Gesundheit hat doch den Vorzug vor allem Anderen.“

„Ich bin gesund, Durchlaucht, glauben Sie mir, ich bin es mehr als je. Was mir fehlt, ist die Ruhe des Geistes, das große Ziel, auf welches ich alle meine Kräfte concentriren kann.“

„Nun, nun, und die Vertheidigung des heiligen Vaters!“

Gisela's Blicke ruhten, als sie diese Worte in einem fragenden Tone sprach, mit gespannter Aufmerksamkeit auf dem Gesichte des Grafen.

Ein finsterner Schatten flog über dasselbe.

„Ich denke jetzt über diesen Punkt anders als früher. Ich habe Gründe, meinen ursprünglichen Plan als einen völlig verfehlten zu bezeichnen, und ihn für immer aufzugeben.“

Gisela's Augen leuchteten freudig überrascht auf.

„Wir sind alle,“ fuhr Graf Victor fort, „Producte unserer Erziehung. Man hat mir Vorurtheile aller Art eingeflößt, man hat dann diese Vorurtheile künstlich genährt. Mein Herz, welches nach Glauben verlangt, welches einen heiligen, unnennbaren Drang sich anzuschließen an ein höheres Wesen und ihm zu dienen fühlt, hat man mit unklaren, schwärmerischen Nebelbildern angefüllt, welche zerronnen, als mein Verstand endlich klar genug und scharfblickend genug wurde, diese Nebelbilder zu betrachten. Ich verdanke Ihnen, daß Sie mich auf diesen Weg des Nachdenkens gebracht, den ersten Schritt auf der Bahn der geistigen Selbstständigkeit mir gezeigt haben. Und gerade deshalb ist es mir doppelt schwer, jetzt schon, wo ein ununterbrochener geistiger Verkehr für mich ein Bedürfniß, ja eine Nothwendigkeit wäre, eine Trennung eintreten lassen zu müssen.“

„Wenn es aber Ihre Gesundheit fordert,“ warf Gisela ein. „Wir können ja auch im brieflichen Verkehre bleiben.“

„Meine Gesundheit fordert nur Ruhe, frische Luft und Bewegung.“

„Alles das kann ich hier in der Umgebung Wien's ebenfalls haben. Ich werde zum ersten

Male meinem Arzt ungehorsam werden, und hier in der Hinterbrühl ein stilles Asyl mir miethen oder kaufen, wo ich meiner Erholung mich widmen kann.“

Und so geschah es, der Graf blieb in der unmittelbaren Nähe von Mödling, wo er bald eine seinem Geschmacke entsprechende Sommerwohnung gefunden hatte.

Selbstverständlich besuchte er nunmehr Gisela täglich, und der geistige Anschluß beider wurde immer enger. Graf Victor's Charakter zeichnete sich namentlich durch unbedingte Wahrheitsliebe aus. Hatte er irgend eine Sache einmal als nicht recht erkannt, so ruhte er nicht, bis er nicht nach allen Seiten sie beleuchtet, alle ihre Schwächen durchschaut hatte. Dann aber war er schärfer und entschiedener in der Beurtheilung als alle Anderen. So war es ihm mit dem Papstthum ergangen. Als ein glühender persönlicher Verehrer des Papstes, ein streng-gläubiger Katholik war er durch die wenigen Worte Gisela's angeregt worden über die Bestrebungen der Jesuitenpartei, auf dem Concile das Dogma der Unfehlbarkeit der katholischen Welt aufzuzwingen, nachzudenken. Mit größtem Eifer studirte er Alles, was die Tagesliteratur über diese brennende Frage hervorbrachte und bald war aus einem glühenden Anhänger des Papst-

thums ein ebenso entschiedener Gegner geworden. Gisela gegenüber wollte er seine Umwandlung anfangs nicht zu erkennen geben, weil er fürchtete, sie werde ihn der Inconsequenz anklagen, bald jedoch führte die Gelegenheit des Zusammenseins den Austausch der Ideen von selbst herbei.

Es war im Juli 1870, als er mit Gisela in dem Garten, welcher zu der Villa derselben gehört, saß. Er hatte die neueste Zeitung in der Hand und hatte gerade Gisela die neuesten Nachrichten mitgetheilt.

„Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen,“ sagte er, „ist unvermeidlich. Es wird ein schwerer, blutiger Krieg werden, dessen Ausgang heute noch Niemand vorhersehen kann.“

Gisela hatte eine Stickerie, welche sie in der Hand hielt, niedergelegt und blickte den Grafen an.

„Dann schlägt doch unsere Trennung, denn ich muß, sobald die Dinge eine ernstere Gestaltung annehmen, nach dem Rhein, da meine Güter, wie Sie wissen, im Falle eines Krieges zuerst bedroht sind. Ich gedenke mich der freiwilligen Krankenpflege zu widmen und auf meinem Schlosse Hochberg ein großes Lazareth einzurichten. Was werden Sie thun?“

„Ich,“ entgegnete Graf Victor überrascht, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich daran noch gar nicht gedacht habe. Meine Militärpflicht ist vorüber, und wenn auch meine Gesundheit es mir erlauben wird, jetzt den Strapazen des Krieges ohne Gefahr mich auszusetzen, so habe ich doch stets in dem Staate, dem ich angehöre, mich als Fremder gefühlt. Ich habe kein Interesse an der preussischen Politik, und daher empfinde ich keinen Reiz, mich für dieselbe zu schlagen.“

„Ich glaube, die Sache steht hier ganz anders,“ entgegnete Gisela, „es handelt sich nicht um Preußen, sondern um Deutschland, um Deutschlands Einheit und Unverletzlichkeit. Er wird das ein Kampf um die höchsten Güter der Erde werden, um Freiheit und Vaterland, und wenn Sie jemals gewünscht haben, wieder eine große Sache zu fördern, für welche Sie sich begeistern können, welche Ihre ganze Seele erfüllt, so ist dies jetzt der Fall.“

Gisela hatte mit einer großen Begeisterung gesprochen. Der Graf blickte sie erstaunt an. „Sie wissen,“ sagte er, „der Sache immer neue Gesichtspunkte abzugewinnen, an welche ich nicht zu denken pflege. Aber es ist wahr, Sie haben Recht. Und wenn immer einmal doch eine Trennung zwischen uns Beiden eintreten soll, so ist

es besser, daß eine große und gute Sache es ist, welche die Veranlassung dazu bildet, dann bleibt uns wenigstens Hoffnung auf ein Wiedersehen."

„Wir werden uns wiedersehen, nach dem Kriege,“ entgegnete Gisela, „vorausgesetzt, daß Sie dann auf das Wiedersehen dasselbe Gewicht legen wie heute,“ fügt sie lächelnd hinzu.

„Gisela!“ rief der Graf in fast bittendem Tone. Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte. Ueberrascht blickte Gisela zu ihm empor, aber als sie den Ausdruck sah, mit welchem seine Augen auf ihr ruhten, schlug sie die ihrigen erröthend nieder.

Da schlang er plötzlich seinen Arm um sie und zog die sonst Widerstrebende an seine Brust.

„Gisela,“ sagte er, „ich verdanke Dir Alles, ein neues Leben, neue Kraft. Bleibe an meiner Seite als mein Weib, als meine beste Frau.“

Sie schmiegte sich an ihn und ein erster Kuß besiegelte den Bund, den beide Herzen nunmehr mit einander geschlossen, für immer und ewig.

„Und nun,“ sagte Graf Victor nach einer Pause stummen unendlichen Glückes, „nun ist es mir erst, als wenn der Schatten des unglücklichen Mädchens für immer verschwunden wäre. Erst jetzt genieße ich wieder das volle Glück des

Lebens. Ich muß noch in dieser Woche nach Hause, um in die deutsche Armee einzutreten. Am Rhein sehen wir uns wieder und hoffentlich bringt der Frieden uns bald das Glück der Wiedervereinigung für immer."

Verlassen wir das junge glückliche Paar, um uns nach Wien zurückzusetzen.

Auf der Ringstraße fährt eine elegante Equipage gerade bei dem Palais des Ritters von Festheim vorbei. Ein Herr und eine junge Dame sitzen darinnen. Eine zweite Equipage mit mehreren Herren folgt.

Ritter von Festheim hat am Fenster gestanden, neben ihm Baron von Hönigsberg.

"Teufel," rief Festheim aus, "war das nicht Marburg? Gewiß war er das, er ist schon seit mehreren Tagen hier."

"Wie und er hat mich nicht besucht, und wer ist denn die Dame, welche bei ihm saß?"

"Eben die Ursache, warum er Sie nicht besucht hat." "Wie so, wie meinen Sie das?"

"Nun ganz einfach, Marburg hat Niemanden von seinen frühern Freunden besucht. Die Dame ist eine junge Schauspielerin aus Bukarest, die dort mit großem Erfolge ihre theatralische Laufbahn begonnen. Marburg soll sie hier in Wien

schon gekannt haben, jedenfalls war sie die Veranlassung, weshalb er in Bukarest blieb, und nicht, wie er ursprünglich beabsichtigte, nach Constantinopel ging.“

„Ja, davon habe ich gehört, und nun?“

„Und nun, der jungen Dame ist es gelungen, was vielleicht Niemanden gelungen wäre. Marburg tritt zum Christenthume über, seine Speculationen gibt er auf, in wenigen Wochen werden wir ihn als jungen Ehemann seine Hochzeitsreise antreten sehen. Fern von Wien werden wir ihn seine Flitterwochen zubringen sehen, denn er will sich von der hiesigen Gesellschaft gänzlich zurückziehen.“

„Unbegreiflich,“ sagte Festheim, „ich habe den Marburg immer für einen ganz vernünftigen Menschen gehalten, nun geräth der auch noch in die Schlingen eines Weib's.“

„In welchen wir mehr oder weniger uns Alle befinden,“ rief Hönigsberg lachend. „Doch leben Sie wohl, oder wollen Sie mich begleiten, es findet jetzt in der Kapuzinerkirche Marburg's Taufe statt.“

„Wahrhaftig, das muß ich mitansehen,“ sagte Festheim.

Bald führte ein Wagen Beide nach dem Mehlmarkt.

Die Equipage, in welcher Marburg und Louise, denn Letztere war die junge Dame, welche mit Marburg gefahren, angekommen war, hielt vor dem Eingang der Kirche. Die heilige Handlung hatte bereits begonnen. Marburg kniete neben dem Taufstein und legte das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab. Dann, nachdem der Priester, ein Greis aus dem Kapuzinerorden, ihn mit dem Wasser benetzte, erhob er sich. Gleichzeitig schritt Louise auf ihn zu und umarmte ihn.

In diesem Augenblick ertönte der dumpfe Fall eines menschlichen Körpers in der Kirche. Einer der Ministranten, ein dienender Bruder aus dem Kapuzinerorden war bewußtlos zusammengestürzt.

Es entstand Verwirrung. Mehrere Leute eilten herbei, den Ohnmächtigen aus der Kirche in das Kloster zu tragen.

Auch ein zufällig anwesender Arzt trat hinzu. Es war derselbe alte Herr, welcher, wie wir wissen, den Grafen Westphalen behandelte.

Einen Blick warf er auf den Bewußtlosen.

„Doctor Brandis,“ rief er erstaunt aus.

Rasch entblößte er den Arm des Bewußtlosen, um einen Aderlaß zu versuchen. Doch als

er den Puls berührte, ließ er seine Hand sinken.

„Da ist alle Hilfe vergebens, der arme Mann ist todt,“ sagte er.

„Ein Schlagfluß scheint seinem Leben ein Ende gemacht zu haben,“ bemerkte Festheim, der mit Hönigsberg näher getreten.

„Sagen Sie lieber, er starb an gebrochenem Herzen, gebrochen durch die Falschheit eines Weibes,“ sprach laut der Schriftsteller Gottsleben, welcher sich ebenfalls in der Kirche befunden hatte.

Bleich, wie gelähmt, lehnte Louise in den Armen Marburg's. Das Zusammentreffen mit Brandis, den sie trotz seiner Rutte und seiner Veränderung sofort erkannte, hatte sie auf das Tieffste erschüttert. Langsam führte Marburg, ebenfalls bleich und verstört, sie hinaus und rasch rollte ihre Equipage von dannen.

Langsam ging Gottsleben nach seiner Wohnung. „Merkwürdiges Zusammentreffen,“ sagte er, „Brandis, der geistvolle, freisinnige Mann stirbt an demselben Tag als Kapuziner, an welchem der Jude Marburg, die Ursache seines Unglückes, Christ wird und sich verlobt.“

Als er nach Hause kam, fand er einen Brief vor. Es war ein Schreiben mit dem Siegel der preussischen Feldpost und enthielt wenige, mit Bleistift geschriebene Blätter, die man bei einem todtten Landwehrmann gefunden und die von Gottsleben nach Wien adressirt waren. Der ehemalige katholische Priester Pater Josef hatte den Tod, den er nach dem Selbstmord Corinnas so heiß sich ersehnte, in einem der ersten Gefechte gefunden.

Wir eilen zum Schluß. Im Spätherbst 1870 finden wir Gisela und den Grafen Westphalen auf der Reise in Rom. Eine leichte Wunde am Fuße hat den Grafen Victor, der sich durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet und das eiserne Kreuz sich erworben, veranlaßt, den Militärdienst zu verlassen. Er kommt nach Rom unmittelbar als an den Fahnen der einrückenden Italiener die päpstliche Herrschaft zusammenbricht und er, der einst geträumt, als päpstlicher Zuave für die Erhaltung des heiligen Stuhles zu kämpfen, ist Augenzeuge, wie die weltliche Herrschaft des Papstes für immer endet. Auch ein anderes junges Paar ist in Rom, Baron Marburg mit seiner

schönen Gemahlin. Sie hat eine bedeutende Summe Geldes in die Hände des päpstlichen Schatzmeisters gelegt, die schöne bleiche, junge Frau, von der man sich in Wien erzählt, daß sie trotz ihres Glückes, trotz ihrer Millionen doch einen tiefen Kummer im Herzen getragen habe. Die Erinnerung an den bleichen Capuziner, der an jenem Tage in der Kirche bei der Taufe ihres nunmehrigen Mannes bewußtlos zusammenbrach, will nicht von ihr weichen.

Die Schlußverhandlung gegen den jüngeren Baron Meding, Knauer, Holding und den schwarzen Pepi fand im Spätherbst des Jahres 1870 statt. Die Verbrecher wurden zu sehr hohen Strafen verurtheilt, nur Holding, dem seine offen an den Tag gelegte Reue und Besserung als mildernder Umstand angerechnet wurde, kam mit einer Kerkerstrafe von zehn Jahren davon und es wurde ihm die Aussicht eröffnet, daß für den Fall seine Führung auch in dem Strafgefängniß eine gute wäre, vielleicht noch vor Ablauf der Strafzeit Begnadigung eintreten könnte. Unmittelbar nach der Schlußverhandlung empfing Holding im im Gefängniß den Besuch Betti's. Sie war schwarz gekleidet und außer ihrem eigenen kleinen Mädchen, führte sie noch die beiden Kinder, welche Holding von seiner Frau hatte, bei sich.

„Ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen,“ sagte sie zu dem Gefangenen, und um Ihnen die letzten Grüße und die Verzeihung einer Sterbenden zu überbringen. Ihre Frau ist todt. Ich habe Ihre Kinder zu mir genommen und will Mutter- und Vaterstelle an ihnen vertreten, bis die Thüre des Gefängnisses sich wieder öffnet und der Vater als ein neuer, hoffentlich besserer Mensch wieder seine Kinder umarmen kann. Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über Sie verhängt hat, Holding, aber benützen Sie die Zeit, die Ihnen jetzt gegeben ist, um sich zu bessern. Wenn Sie wieder in Freiheit kommen, sind Sie ja noch jung und können der menschlichen Gesellschaft noch nützlich sein.“

Die Hände vor das Gesicht haltend weinte Holding bittere Thränen der Reue und der Beschämung.

„Sie sind ein Engel“, sagte er, Betti's Hände ergreifend und sie mit Küssen bedeckend. „Ich werde Wort halten und werde als Mann meine Strafe tragen, sie nur zu meiner Besserung verwenden.“

Er küßte jedes seiner Kinder, die dann mit Betti sich wieder entfernten.

Fast zu derselben Zeit fand in Schottensfeld in Wien eine lustige fröhliche Hochzeit statt. Der

junge Fabrikant Dejeune, der dort eine Ornamentenfabrik eröffnet und bei der Baulust, die in Wien herrscht, bald in schwinghaften Betrieb gesetzt hatte, feierte den Tag seiner Vermählung mit Hanni, der Tochter des älteren verstorbenen Baron Meding. Als an der Hochzeitstafel Hanni neben ihrem von Glück strahlenden jungen Gatten sitzt, ist der ernste Zug aus ihrem Gesicht verschwunden. Auch Gottsleben ist unter den Hochzeitsgästen, und als der erscheinende Champagner eine gehobene Stimmung an der Tafel verbreitet, hebt er sein Glas und ruft:

Ein Hoch der Arbeit, der Freiheit und der Liebe!

E n d e.

SAMMLUNG
JOSEPH EFENDINGER, WIEN.